



Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

SPRACHREPORT

## Wissen Sie, wer oder was ein Urning und wer oder was ein Samthans ist?

### Über die Lust an und in den Wörterbüchern

von Wolfgang Müller

Schlägt man in der 20. Auflage der Duden-Rechtschreibung - dem Wiedervereinigungsduden von 1991 - nach, so steht beim Stichwort »Urnig«: vgl. Uranist. Dort erhält man die Auskunft: *selten für Homosexueller*.

Ein Urning ist also ein Homosexueller. Geht man die Dudenbände zurück, um zu erfahren, wann das Wort zuerst im Duden erscheint, gelangt man bis zur 6. Auflage 1900. Da sah allerdings die Bedeutungserklärung anders aus. Urning wurde erklärt mit: *Knabenschänder*. Dieses Wort hatte Proteste bei den Betroffenen hervorgerufen. In der Nummer 4 der Zeitschrift »Der Seelenforscher« von 1902 wird dazu mit folgenden Worten Stellung genommen:

*Urnig oder Freundling?  
Ein in den Mittelschulen Deutschlands,  
Oesterreichs und der Schweiz eingeführtes  
Wörterbuch, herausgegeben von Dr. Du-  
den, Hersfeld, Verlag Bibliographisches  
Institut Leipzig, hat folgende Uebersetzung:*

*Urnig heisst Knabenschänder!  
Ihr Urninge, wollt Ihr Euch Knabenschänder  
heissen lassen?!*  
*Ist es nicht eine Frechheit, heute im Jahre  
1902, wo es so viele Bücher über die Ur-  
ninge gibt, so eine Uebersetzung zu brin-  
gen?*  
*Sowohl in Hersfeld als in Leipzig habe ich  
Beschwerde eingelegt gegen diese unwis-  
senschaftliche Bezeichnung.*  
*Mit gleichem Recht müssten wir jeden hete-  
rosexuellen Mann einen »Mädchenschän-  
der« heissen!*  
*Man sieht also, welches Vorurteil auf dem  
Namen »Urnig« liegt.*  
*Das Wort »Freundling« ist noch unangetastet  
und Niemand wird es wagen, eine edle  
»Männerliebe« zu beschimpfen!*

In der Nummer 3 der gleichen Zeitschrift aus dem Jahre 1903 wird dieses Thema noch einmal aufgegriffen:

#### Inhalt

Wissen Sie, wer oder was ein Urning und wer oder was ein Samthans ist? von Wolfgang Müller	S. 1
Impressum	S. 2
Sekte, ein brisantes Wort? von Götz Hindelang	S. 3
Anglizismen im Deutschen Rezension von Anthony W. Stanforth	S. 5
Neue Bücher	S. 6
Deutsch-französische Verständigung von Wolfgang Teubert	S. 7
Varietäten des Deutschen - Bericht von der 32. Jahrestagung des IDS von Michael Werner	S. 13
Unser schbroch is a e schbroch von Werner Kallmeyer	S. 14
Leibniz-Preisträger 1996 von Franziska Decker	S. 16

Ein Herr aus der Schweiz schreibt, ich solle gegen Verleger und Herausgeber Strafantrag stellen wegen Beleidigung!

Dem Herrn kann ich aber erwidern, dass heute, wo die Sache noch nicht spruchreif ist, kein Staatsanwalt und kein Richter uns beisteht.

Freilich ist es traurig, wenn ein deutscher Professor wie Dr. Duden, noch so unwissend ist, dass er das Wort »Urning« mit Knabenschänder übersetzt. Etwas mehr Kenntnis in der Litteratur des dritten Geschlechts kann man doch von einem Gymnasialprofessor verlangen. (...)

Ich kenne tausende, ehrenhafte Urninge oder Freundlinge, die nie in ihrem Leben geschlechtlich einen Knaben berührten oder gar »geschändet« haben!

Merken Sie sich das, gelehrter Herr Professor Dr. Duden und überlegen Sie, bevor Sie Wörterbücher verfassen!

Diese empörte Reaktion bei den Betroffenen hatte - so scheint's - Wirkung, denn in der 8. Auflage von 1905, die Konrad Duden noch selbst herausgab, findet sich bei Urning nun die Erklärung »Anhänger der Knabenliebe«, die in der 9. Auflage von 1915 - nach Konrad Dudens Tod - noch einmal geändert worden ist und nun »Anhänger der Männerliebe« hieß.

1934 - in der 11. Auflage - ist der Urning neu definiert; er ist ein »der gleichgeschlechtlichen Liebe Verfallener«. Diese Erklärung blieb bis in die 15. Auflage 1961. Mit der 16. Auflage aus dem Jahre 1967 wird von Urning auf Uranist verwiesen, wo er - wie eingangs festgestellt - mit dem Synonym »Homosexueller« seine Erklärung findet.

Im Leipziger Duden von 1957 - der 15. Auflage - wird der Urning als ein »Mann mit geschlechtlicher Neigung zum Mann« erklärt. In der 16. Auflage ist dieses Stichwort nicht mehr enthalten. Übrigens: Erfunden wurde die Bezeichnung Urning von Karl Heinrich Ulrichs, der sie in seiner 1864 erschienenen Schrift »*Vindex« Socialjuristische Studien über mann-männliche Geschlechtsliebe* mit entsprechenden Erläuterungen einführt und den »Urning« im Gegensatz zum »Dioning« setzt.

Die Bezeichnung Homosexueller ist erst einige Jahre später - 1869 - von Kertbeny geprägt worden; sie hat dann allmählich die Bezeichnung Urning ganz verdrängt.

Der liberale jüdische Lexikograph Daniel Sanders - Zeitgenosse und Kritiker der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm - registrierte Ulrichs Wortschöpfung - den Urning - im Unterschied zu Duden schon sehr bald, nämlich 1871 in seinem Fremdwörterbuch. Damit war er wohl der erste, der das Wort zu lexikographischen Ehren brachte, und zwar in der Weise, daß er beim Stichwort Urning auf Uranismus ver-

weist und dort aus dem Buch Ulrichs die entsprechende Stelle zitiert:

*Männer, welche in Folge angeborener Natur durch den Zug geschlechtlicher Liebe sich ausschließlich zu männlichen Individuen hingezogen fühlen, nenne ich Urninge, ihre Liebe urnische, die ganze Erscheinung Uranismus. Ulrichs Incubus 5 ff. nach seiner Auffassung der »venus Urania« (s.d.), wie er nach der Dione (s.d.) einen zum andern Geschlecht Liebe fühlenden Mann Dioning nennt.*

Sanders zitiert die von Ulrichs 1869 veröffentlichte Schrift »Incubus«, nicht die frühere Schrift von 1864.

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, dessen Bände mit dem Buchstaben U 1933 und 1935 geschrieben worden sind, gibt es das Stichwort Urning nicht. Und auch der Samthans fehlt im Grimm.

Doch was ist ein Samthans überhaupt? Es ist ein künstlicher Penis, den man heute eher Dildo nennt und der damals im 18. Jahrhundert wohl nur für Frauen gedacht war, denn das Synonym Godemiché wird in Petris Fremdwörterbuch von 1910 erklärt mit: *ein von geilen Frauenzimmern zur Unzucht gebrauchtes Instrument von Gummi.*

Sanders war in seiner Erklärung beim Stichwort Godemiché sachlicher: *Werkzeug aus Gummi für onanierende Frauenzimmer.* Im Rechtschreib-Duden gibt es übrigens den Godemiché - erklärt als *künstlicher erigierter Penis* - erst seit der 18. Auflage 1980.

Was den Samthans angeht, so ist Sanders auch hier wieder vorn. In seinem Wörterbuch der deutschen Sprache von 1876 steht im Anschluß an das Stichwort »Hans« unter den mit Hans zusammengesetzten Wörtern »Samthans« mit einem Zitat aus Wilhelm Heineses Petronübersetzung (1773):

*Daß lederne Priapen denen Dingen sehr ähnlich sind, welche die Franzosen Godemischeen und die deutschen vornehmen Damen Sammthanse zu benennen pflegen.*

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, dessen entsprechender Band mit dem Buchstaben S 1892 geschrieben worden ist, fehlt - wie gesagt - der Samthans, obgleich in den Quellen zum Grimmschen Wörterbuch auch Heineses Petronius verzeichnet ist. Nachdenkenswert ist dieses Faktum insofern, als sich Jacob Grimm in seiner Vorrede zum ersten Band des deutschen Wörterbuchs für die Aufnahme auch der anstößigen Wörter ausspricht: »Das Wörterbuch« - so schrieb er 1854 -, »will es seines namens werth sein, ist nicht da um wörter zu verschweigen, sondern um sie

vorzubringen, es unterdrückt kein ungefälliges wörtchen«.

Das Wörterbuch - ein Lesebuch! Das war ein Gedanke der Grimms. Man sollte in Wörterbüchern öfter einmal lesen, blättern und nicht nur nachschlagen, denn Wörterbücher sind mehr als nur Bücher für Wörter. Sie sind zeit- und gesellschaftsgeschichtliche Dokumente, und sie verraten auch etwas von denen, die die Wörterbücher schreiben. Manchmal - wie bei Sanders - zu ihrem Lobe.

Anmerkung

Für wertvolle Hinweise danke ich Stefan Kirse.

Der Autor ist Mitglied des wissenschaftlichen Rats der Duden-Redaktion.

## SPRACHREPORT

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,  
Postfach 101621, 68016 Mannheim.

Redaktion: Annette Trabold (Leitung),  
Ulrike Haß-Zumkehr, Dieter Herberg,  
Heidrun Kämper-Jensen, Eva Teubert  
Redaktionsassistentin: Iris Schmid

Satz & Layout: Claus Hoffmann  
Belichtung: LaserSatz Thewalt  
69257 Wiesenbach  
Druck: Morawek, 68199 Mannheim  
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier  
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Jahresabonnement: DM 16,-  
Einzelheft: DM 5,-  
Bezugsadresse:  
Institut für deutsche Sprache,  
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim  
Tel. 0621/1581-0

### In eigener Sache - an die Autoren:

Sie sollten Ihre Beiträge möglichst auf Diskette schicken. Bitte wählen Sie folgendes Format:

3.5 Zoll-Disketten im DOS-Format, als Textverarbeitungsprogramm möglichst WINWORD. Wir können aber auch WORD für DOS oder WORDPERFECT weiterverarbeiten.

NICHT bearbeiten können wir:

- 5.25 Zoll-Disketten,
- MAC-Disketten.
- die neuen WORDPERFECT Versionen 6.0 und 6.1. Diese können wir nicht konvertieren!

Die Texte sollten nicht mit komplizierten Layouts und nicht mit einer Formatvorlage erstellt sein.

Die Formatvorlagen erstellen wir.

# Sekte, ein brisantes Wort?

## Lexikographische und sprachkritische Bemerkungen

von Götz Hindelang

In einer Besprechung des Buches »Die Festung« von Lothar-Günther Buchheim zweifelt der Rezensent daran, ob die Praktiken in der deutschen Marine im Zweiten Weltkrieg tatsächlich so brutal und menschenverachtend gewesen seien, wie sie in dem Buch dargestellt werden. Eine der rhetorischen Fragen, mit der er sein Erstaunen über das von Buchheim entworfene Bild formuliert, lautet wie folgt:

- (1) Die Marine zu einer fanatischen Sekte degeneriert, die sich von ihrem geistesgestörten Großadmiral und Guru Karl Dönitz mit selbstmörderischen Aufträgen [...] ins Verderben schicken ließ? (Der Spiegel: 16, 1995, S. 80)

*Degenerieren* heißt »verfallen«, »sich vom Normalen zum Negativen hin entwickeln«. Zur Bezeichnung dessen, wozu Hitlers faschistische Angriffsarmee noch degenerieren konnte, scheint dem Autor der Besprechung der Begriff der *Sekte* geeignet: Degeneration vom Normalen, der nationalsozialistischen Wehrmacht, hin zum Schlimmen, der »fanatischen Sekte«.

Ist diese Wortwahl eine individuelle stilistische Besonderheit des Autors oder zeigt sich darin vielleicht eine neue Verwendungsweise von *Sekte* in der aktuellen Gegenwartssprache? Ein Blick in die gängigen Wörterbücher kann dazu dienen, sich einen ersten Überblick über den Gebrauch des Wortes zu verschaffen. Exemplarisch soll das Duden Wörterbuch und Klappenbach/Steinitz (unter Auslassung der etymologischen und grammatischen Angaben) zitiert werden:

»**Sekte** [...] *kleinere Glaubensgemeinschaft, die sich von einer größeren Religionsgemeinschaft, einer Kirche abgespalten hat*: eine christliche, koptische, buddhistische Sekte; eine Sekte gründen; Der Vater, der nicht in die Kirche kam und vielleicht einer der verrückten Sekten angehörte (Wiechert, Jeromin-Kinder 51); Der Frühmarxismus war als die Lehre einer kleinen »kommunistischen« Sekte ... ohne Einfluß geblieben (Fraenkel, Staat 192)« (Duden Wörterbuch (1994))

»**Sekte** [...]

1. *eine selbständige religiöse Gemeinschaft bildende, meist kleinere Gruppe von Menschen, die sich von der Glaubenslehre einer Kirche abgekapselt hat*: einer religiösen Sekte angehören; sie schlossen sich zu einer christlichen Sekte zusammen; er ist Leiter einer strengen Sekte, die schon hier auf Erden sich nur der Reue und Buße widmet (Fallada Wolf 2, 559)
2. veraltet *kleinere Gruppe von Menschen*
  - a) *die von den weltanschaulichen Grundsätzen der Partei, der sie angehört, abweicht*
  - b) *die eine selbständige politische, aber unbedeutende Gruppierung bildet*« (Klappenbach/Steinitz (1976))

Auffällig an diesen beiden Einträgen ist, daß

- der wertende Aspekt der Wortbedeutung von *Sekte* lexikographisch nicht vermerkt wird;
- als zentrales Element der Bedeutung von *Sekte* die Abgrenzung oder Abkapselung von einer größeren Gemeinschaft genannt wird.

Die Ausblendung des negativ wertenden Aspekts der Wortbedeutung ist auch in anderen Wörterbüchern (z.B. Wahrig (1980), Knaur (1985)) zu beobachten. Lediglich bei Schulz/Basler (1978) und Mackensen (1977) wird eine solche Gebrauchsweise erfaßt. So heißt es etwa bei Schulz/Basler (1978) »bes. im Bereich der katholischen Kirche in einer pejorativen Bedeutung »eine sich von der herrschenden Lehre der Kirche absondernde Glaubenslehre, -gemeinschaft.«. In Meyers Enzyklopädischem Lexikon (1977: 535) findet sich eine klare Formulierung der konnotativen Bedeutung von *Sekte*. Dort heißt es: »Trotz Aufklärung und Säkularisation, trotz Betonung religiöser Toleranz und Ausbildung eines weltanschaulich neutralen Staates ist heute mit dem Wort »Sekte« noch immer weitgehend die Vorstellung von etwas Abartigem, Gefährlichem, Widersetzlichem signalisiert.« Dieser negative Nebensinn des Wortes *Sekte* läßt sich im aktuellen Sprachgebrauch anhand folgender sprachlicher Beobachtungen belegen:

- a) Das Wort wird häufig in Äußerungen und Texten gebraucht, deren kommunikative Funktionen die der Warnung, des Vorwurfs, der Kritik oder der Anklage sind:
  - (2) Der Staat kann dem Wildwuchs ständig neuer Sekten nicht untätig zusehen. (Die Woche: 41, 1995, S. 2)
  - (3) Die teuflische Macht der Sekten. - Sekten in Deutschland: Beten auf Teufel komm raus. (Stern: 19, 1995, Titel/ S. 3)
  - (4) Die Akademiker-Sekte - Der VMP: erst anarchistisch versponnen, jetzt eine gefährliche rechte Psychosekte. (Focus: 17, 1994, S. 48)
- b) Das Wort wird auf Organisationen bezogen, die seinem denotativen Sinn nicht zentral entsprechen. Durch diese Übertragung soll das negative Bewertungspotential des Wortes zur Kritik an diesen Gruppen nutzbar gemacht werden. (Vgl. auch (1)):
  - (5) Ein ehemaliger Mitarbeiter packt jetzt aus - über die miesen Methoden der Drücker und die Finessen einer der umstrittensten deutschen Firmen.[...] Die DVAG [ eine Anlageberatungsfirma ], meint der ehemalige Mitarbeiter Wolfgang Dahm, ähnelt in vielen Bereichen mehr einer Sekte als einem Unternehmen. (Der Spiegel: 6, 1996, S. 92)
  - (6) Unter ihrem Chef Deckert, 55, hat sich die älteste deutsche Rechtspartei im Nachkriegsdeutschland von einem betulich gewordenen Stammtischverein zu einer militanten Politsekte gewandelt. (Der Spiegel: 17, 1995, S. 86)
- c) Es gibt Umschreibungen (Wortbildungen, Syntagmen), die den gleichen Begriffsumfang haben wie *Sekte*, die jedoch von der negativen Bewertung frei sind. (z.B. *Sekte* vs. *Minderheitsgemeinde*, *religiöse Strömung*, *neue religiöse Glaubensgemeinschaft*, *religiöse Sondergemeinschaft* usw.)

- (7) Auch Abspaltungen und Minderheitsgemeinden, wie etwa Mormonen oder Zeugen Jehovas [...], stellen für ihre Mitmenschen keine Gefahr dar. (Der Spiegel: 13, 1995, S. 158)
- (8) Wie definiert man Religion, wie eine Sekte, eine »religiöse Strömung«? (Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung: 296, 1994, S. 10)
- (9) Im Bereich des Arbeits- und Sozialrechts sind rechtliche Probleme mit neueren Glaubensgemeinschaften bzw. deren Mitgliedern in drei verschiedenen Konstellationen möglich. (Abel et al. 1991, S. 127)
- d) Es gibt sprachreflexive Äußerungen, die den bewertenden Charakter des Wortes explizit benennen oder seinen Gebrauch zurückweisen oder kritisieren.
- (10) Erschreckend deutlich wird das, wie Sie mit dem Begriff »Sekte« umgehen. Statt den Begriff zu hinterfragen, wenden Sie ihn ganz im Sinne der Herrschenden an als Diskriminierungsmittel für sich der jeweiligen Ordnung mehr oder weniger entziehende Minderheiten. (connection: 11, 1993, S. 9; offener Brief eines Pfarrers i. R. an die Leiterin der Humboldt-Universität, Berlin)
- (11) In deutschsprachigen Publikationen taucht der Begriff »Sekte« durchgehend als eine Art Verdammungsurteil gegenüber neureligiösen Gruppierungen auf. (Langel 1994, S. 13)

Die aufgeführten Beispiele (die sich beliebig erweitern ließen) zeigen, daß *Sekte* ein Kandidat für eine Gruppe von Wörtern ist, die Strauß/Haß/Harras (1989) in ihrem Buch »Brisante Wörter« als »Feindwörter« bezeichnet haben. Strauß/ Haß/ Harras (1989: 32-38) unterscheiden bei den Schlagwörtern zwischen den positiv konnotierten »Fahnenwörtern« und den negativ wertenden »Feindwörtern«. Im einzelnen führen sie folgendes aus:

Feindwörter wie *Anarchist*, *Chaot*, *Extremismus*, *Terrorist* usw. machen wie die Fahnenwörter einen Parteienstandpunkt in plakativer Weise kenntlich [...]. Der Kampf mit dem Schlagwort, der häufig von Abwertung, Diffamierung und Diskriminierung lebt bzw. darauf abzielt, hat den Zweck, den Gegner negativ, d.h. als Feind des gesellschaftlichen Systems und der verbindlichen gesellschaftlichen Werte, zu markieren und damit vom Platz zu stellen. Welche gesellschaftlichen Gruppierungen jeweils dem Feindbild Gestalt geben, ist abhängig von den politischen Um- und Zuständen [...]. So werden ge-

genwärtig Feindbilder auf die Bürgerinitiativbewegung projiziert, weil man befürchtet, daß deren gesellschaftliche Wirkung in Gestalt von Ökologie- und Alternativbewegung zumindest ansatzweise in eine »Gegenkultur« münden könnte. (Strauß/Haß/Harras (1989, S. 36 f.))

Diese Beschreibung mag, was die politische Analyse betrifft, für die von Strauß/ Haß/Harras (1989) erfaßte Zeit durchaus richtig sein. Heute scheint es aber, als zögen nicht so sehr alternative ökologische Gruppierungen die Projektion von Feindbildern auf sich, als vielmehr alternative religiöse Gruppen.

Die zweite Beobachtung an den Einträgen zu *Sekte* im Duden Wörterbuch und in Klappenbach/Steinitz betraf die Tatsache, daß beide Bedeutungsbeschreibungen *Sekte* als eine Abspaltung von einer größeren (kirchlichen oder ideologischen) Gruppierung definieren. Diese Bedeutungsexplikation wird vielen Verwendungsvorkommen des Wortes nicht gerecht. In letzter Zeit werden gerade bevorzugt solche religiösen und weltanschaulichen Gruppen als *Sekte* bezeichnet, die sich nicht als Abspaltungen anderer Traditionen begreifen lassen. Statt diese Verwendungen im Detail zu belegen, mag es genügen, eine Stelle aus der Tagespresse zu zitieren, die eben diese Tatsache explizit vermerkt:

(12) Die seit den siebziger Jahren »erweiterte« Definition [des Begriffs *Sekte*] versteht auch Vereinigungen als Sekten, die unabhängig von etablierten Religionen entstanden sind, nur am Rande religiöse Ziele verfolgen und in einer selbst definierten Gegenwart leben. (Die Welt: 6.5.1995, S. 8)

Wie läßt sich nun die eingangs gestellte Frage nach dem Gebrauch von *Sekte* in (1) vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen beantworten? Die Verwendung von *Sekte* in (1) ist charakteristisch für eine sich ausbreitende neue Lesart, die sich etwa wie folgt umschreiben läßt:

Zahlenmäßig kleine Gruppe, die sich von der sie umgebenden Gesellschaft abtrennt hat und den Grundkonsens hinsichtlich zentraler ethischer Werte dieser Gesellschaft verweigert. (Abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes den allgemeinen Grundkonsens teilt und der so bezeichneten Gruppe diesen Konsens abspricht.)

In der traditionellen, christlichen Gesellschaft beruhte der Grundkonsens auf den von den Kirchen repräsentierten Werten. Sekten stellten sich außerhalb dieses Wertgefüges. In einer modernen, säkularen Gesellschaft sind die Grundwerte durch

Begriffe wie *Demokratie*, *Menschenrechte*, *Gleichberechtigung*, *Selbstbestimmung*, *Achtung vor dem Leben*, *Menschlichkeit* usw. umschrieben. Als *Sekten* werden in dieser Lesart nun - analog zur ursprünglichen Bedeutung - Gruppierungen bezeichnet, die diese modernen, demokratisch-humanistischen Grundwerte negieren. Der Bedeutungswandel, der sich bei dieser Lesart vollzogen hat, läßt sich wie folgt darstellen:

*Sekte* = »Gruppe, die sich von den allgemein gültigen Grundwerten der christlichen Kirchen abgewandt hat« > »Gruppe, die sich von den allgemein gültigen Grundwerten der demokratischen Gesellschaft abgewandt hat«.

In dieser Bedeutung kann *Sekte* dann auch wie in (1) zur Markierung der maximalen Distanz zum demokratischen Konsens verwendet werden, die sonst durch Begriffe wie *Faschismus*, *Diktatur*, *Totalitarismus*, *Terrorismus* usw. ausgedrückt wird. Nicht selten wird das Wort dann in engem inhaltlichen und textuellen Zusammenhang mit »Feindwörtern« wie *Terrorist*, *Extremist*, *Putschist*, *Fanatiker*, *Spinner* usw. gebraucht. Das folgende Zitat mag solche Kollokationen exemplarisch belegen:

(13) Sehr wohl möglich, daß die Ära der PLO, der IRA und der Eta, der Roten Brigaden und der Roten Armee Fraktion schon bald wie ein Muster an Berechenbarkeit und Sicherheit aussehen wird gegenüber dem, was obskure Kulte, Splittergruppen und Sekten anrichten können. (Der Spiegel: 13, 1995, S. 147)

Hier wird das Wort in einen Kontext gestellt, der es nicht mehr verwunderlich erscheinen läßt, daß der Verfasser von (1) die faschistische Armee Hitlers als etwas Positives im Vergleich zu einer Sekte sehen kann. Eine Sekte ist damit auf der Rangskala menschlicher Organisationsformen auf den untersten und verachtungswürdigsten Platz gerückt. Problematisch an der Ausbreitung dieser Lesart ist nun allerdings, daß gleichzeitig alle Formen von Religiosität, die sich außerhalb der großen Kirche organisieren, auch als *Sekten* bezeichnet werden. Es ist zu befürchten, daß ohnehin stigmatisierte Gruppen durch diese Gebrauchsweise weiter ausgegrenzt werden. Zu fordern wäre im öffentlichen Diskurs über religiöse Minderheiten eine ähnliche Sensibilisierung wie sie im Bereich der Bezeichnung ethnischer Minderheiten (z.B. *Zigeuner* vs. *Sinti* und *Roma*) mittlerweile selbstverständlich ist.

Abschließend soll ein Wörterbucheintrag vorgeschlagen werden, der den referentiellen und konnotativen Bedeutungsaspekten des Wortes besser gerecht wird.

## Sekte

- 1) (zahlenmäßig kleine) Anhängerschaft einer religiösen Gruppe,
  - a) die sich von einer größeren Religionsgemeinschaft abgespalten hat bzw. sich von dieser in einigen Punkten des religiösen Lebens / der religiösen Lehre unterscheidet;
- aa) religionswissenschaftlich (ohne Wertung): *Während der schwierige Erkenntnisweg (Jnanamarga) der religionsphilosophischen Systeme nur einem kleineren Bevölkerungsteil zugänglich ist, dienen die verschiedenen theologischen Schulen und Sekten den religiösen Bedürfnissen aller Bevölkerungsschichten.* (Keilhauer, Hinduismus, S. 146)
- ab) insbesondere von christlichen Gruppen, die eine eigenständige Lebensform entwickeln (meist abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes die Lehren oder Praktiken der so bezeichneten Gruppe als unvernünftig und vom allgemeinen gesellschaftlichen Konsens abweichend einschätzt): *Die fundamentalistischen Christengruppen verbieten ihren Kindern Beziehungen außerhalb der Sekte.* (Fokus: 17, 1994, S. 48)
- ac) theologisch - christlich (abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes in Anspruch nimmt, die wahre Lehre (des Christentums) zu vertreten und daß er die Lehren der so bezeichneten Gruppe als falsch einschätzt): *Sondern das macht die Sekte aus: es fehlt die Beziehung zur Totalität. Man bezieht besondere biblische Texte nicht auf das Ganze und auf die Mitte der Offenbarung [...].* (Beinert et al., Das Heilsgeschehen in der Gemeinde, S. 495)
- b) die eine eigenständige Lehre hat, die keiner der großen Weltreligionen zuzurechnen ist (meist abwertend), wie in ab) *Tausende von Menschen*

*driften jährlich in Psycho-Sekten und autoritäre religiöse Gemeinschaften ab.* (Der Spiegel: 28, 1995, S. 94).

- 2) (zahlenmäßig kleine) Anhängerschaft einer Lebensweise, Weltanschauung oder politischen Lehre, die
  - a) sich von einer größeren Einheit (wissenschaftlichen Gemeinschaft, politischen Partei) abgetrennt hat (meist abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes die ursprüngliche Lehre, von der sich die Gruppe absetzt, für die richtige Position hält bzw. daß eine Wertung wie bei ab) vorliegt): (Siehe Duden Wörterbuch).
  - b) den Grundkonsens der sie umgebenden Gesellschaft hinsichtlich zentraler ethischer Werte verweigert (abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes den allgemeinen Grundkonsens teilt, der so bezeichneten Gruppe aber diesen Konsens abspricht): [Siehe oben (1), (13)]
  - c) ohne Bezug zu einer ursprünglichen, größeren Gruppe besonders radikale oder auffällige Positionen vertritt (meist abwertend; der Gebrauch signalisiert, daß der Verwender des Wortes die allgemeinen, vernünftigen Ansichten teilt, die so bezeichnete Gruppe aber von diesen abweicht): *Die fanatischen »Trekker« [Menschen, die von der Filmserie »Raumschiff Enterprise« bes. begeistert sind] bilden eine Art Sekte, [...].* (Der Spiegel: 6, 1995, S. 216).

## Literatur:

- Abel, Ralf B. et al. (1991): Die Rechtsprechung zu Neueren Glaubensgemeinschaften. Krefeld.
- Beinert Wolfgang et. al. (1972.): Das Heilsgeschehen in der Gemeinde. Einsiedeln etc.

(=Mysterium Salutis. Grundriß heilsgeschichtlicher Dogmatik IV, 1)

Duden Wörterbuch (1994): Duden »Das große Wörterbuch der deutschen Sprache« in acht Bänden. Band 6. Mannheim etc.

Keilhauer, Anneliese (1979): Hinduismus. Stuttgart.

Klappenbach / Steinitz (1976): Klappenbach, Ruth & Steinitz, Wolfgang (Hrsg.): Wörterbuch der deutschen Gegenwartsprache. Band 5. Berlin.

Knaur (1985): Knaurs großes Wörterbuch der Deutschen Sprache. Der große Störig. München.

Langel, Helmut (1994): Destruktive Kulte und Sekten. Eine kritische Einführung. München.

Mackensen (1977): Deutsches Wörterbuch. München.

Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1977): Band 21. Mannheim etc.

Schulz / Basler (1978): Deutsches Fremdwörterbuch. - Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im Institut für deutsche Sprache. Vierter Band. Berlin, New York.

Strauß, Gerhard / Haß, Ulrike / Harras, Gisela (1989): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin, New York.

Wahrig, Gerhard (1980): Deutsches Wörterbuch. [Gütersloh].

Der Autor ist Akademischer Rat am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

## Rezension

# Anglizismen im Deutschen

**Broder Carstensen: Anglizismen-Wörterbuch. Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945. Band I: A-E; Band II: F-O; Band III: P-Z. Begründet von Broder Carstensen, fortgeführt von Ulrich Busse. Berlin, New York: de Gruyter Verlag. Band I 1993, X, 450 S., DM 238,-; Band II 1994,**

**VI, S. 451-1020, DM 238,-; Band III 1996, VIII, S. 1021-1752, DM 284,-.**

Daß der Anglizismus im Deutschen seit dem zweiten Weltkrieg kaum noch Streitobjekt, sondern nunmehr Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und Evaluierung ist, ist in großem Maße das Verdienst von Broder Carstensen. In zahlreichen Publikationen hat er einem wissenschaftlichen und auch einem breiteren Publikum Anglizismen vorgestellt und erklärt. 1965 legte Carstensen eine Monographie vor, deren Titel er als Untertitel für das vorliegende Wörterbuch übernommen hat und die als Vorstudie dafür angesehen werden kann. Wenn er auch in den Jahren 1977-81 und

1981-92 Unterstützung von seiten der Deutschen Forschungsgemeinschaft bekommen hat, handelt es sich doch um ein Projekt, das er trotz dessen weitgesteckter Ziele mit Hilfe einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern zu bewältigen hatte. Um so bedauerlicher ist es also, daß er die Veröffentlichung seines Lebenswerks nicht mehr erlebte. Vor seinem Tod im Jahre 1992 hatte er aber die Arbeiten am Wörterbucheil schon abgeschlossen und die Einleitung geschrieben. Für die Endredaktion und Veröffentlichung haben Broder Carstensen langjähriger Mitarbeiter Ulrich Busse und die wissenschaftliche Mitarbeiterin Regina Schmude unter der Projektleitung von Claus Gnutzmann gesorgt. Über

die Entstehungsgeschichte des Werkes sowie über die Endphase des Projekts berichtet Busse in einem Nachwort zum dritten Band.

Der erste Band enthält neben den Wortartikeln A bis E eine umfangreiche Einführung, die die (nicht unkomplizierte, weil vielseitige) Artikelstruktur zweimal erläutert, zuerst kurz als erste Orientierungshilfe für den Benutzer, dann ausführlich, wobei nicht nur Ziele und Kriterien diskutiert werden, sondern auch die mit dem Projekt verbundene Problematik. Selten haben wir ein Wörterbuch gelesen, das einen so eingehenden und offenen Kommentar zu Methoden, Problemen, Lücken und notgedrungen auch Mängeln enthält. Als Leitspruch stellt Carstensen ein Zitat des englischen Lexikologen Henry Sweet voran. Nach Sweet könne ein Wörterbuch nur eine Kompromißlösung sein. Ein Wörterbuch, das innerhalb einer vernünftigen Zeitspanne erstellt wird und das einen überschaubaren einheitlichen Umfang hat, müsse hinter dem Ideal zurückbleiben, so daß man fast sagen könnte, daß ein gutes Wörterbuch notwendigerweise auch ein schlechtes sein müsse.

Carstensen *Anglizismen-Wörterbuch* ist keineswegs ein schlechtes. Es ist (gerade noch) einheitlich, es ist umfangreich (mit ca. 3500 behandelten Anglizismen), es ist umfassend (mit Angaben zur Graphemik, zur deutschen und zur englischen Aussprache, zur Grammatik, zur Semantik und zum Entlehnungsweg). Es enthält Informationen zur Datierung des Erstbelegs im Korpus und in deutschen Wörterbüchern. Es werden auch weitere sprachliche Hinweise geboten wie auch gegebenenfalls Sachinformationen. Darüber hinaus wird in der Struktur der Wortartikel eine Position »Synonyme« für Fälle bereitgehalten, wo »semantische Nachbarn ... innerhalb des onomasiologischen Paradigmas liegen« (Bd I, S. 99). In einem »Nest« am Ende des Artikels können belegte Komposita, Ableitungen und movierte Formen der Lemmata aufgeführt werden, um die Produktivität des Anglizismus zu veranschaulichen. Besonders großzügig ist das *Anglizismen-Wörterbuch* hinsichtlich der (chronologisch angeordneten) Belege.

Die Tatsache, daß trotz dieser Reichhaltigkeit Broder Carstensen seinem Wörterbuch das Paradoxon von Henry Sweet voranstellt, soll uns auf die Kompromisse gefaßt machen, die mit einem Vorhaben dieser Art verbunden sind, besonders wenn es sich um ein kleines Mitarbeiterteam handelt. In seiner Einleitung weist Carstensen ständig auf Probleme hin, die er nur auf pragmatische Weise zu lösen vermocht hat.

Die wichtigsten sind:

- die bedauerliche (und nach Carstensen »höchst problematische«) Entschei-

dung, nur Anglizismen, die nach 1945 entlehnt worden sind, zu erfassen. Allerdings ist Carstensen sich der Schwierigkeit einer sauberen Trennung durchaus bewußt, und er führt Material auf, das vor 1945 belegt ist, das aber nach dem Krieg (durch neue Bedeutungen, Wortbildung usw.) produktiv geworden ist, wie z.B. *Bar*, *flirten*, *Hollywood*, das u.a. die Wortmischung *Hollymünd* (für Bocklemünd) ergibt;

- die fast ausschließliche Benutzung von schriftlichen Quellen; es werden trotzdem vereinheitlichte deutsche Ausspracheangaben sowie die (meist britisch-) englische Aussprache geboten;
- die Auslassung vieler Fachwörter;
- das Nicht-Miteinbeziehen von Exotismen, trotz der Tatsache, daß diese das Potential weiterer semantischer Entwicklung in sich bergen;
- die Uneinheitlichkeit der benutzten Korpora;
- das Fehlen stilistischer Markierungen.

Es mag sein, daß dieses Werk den Maßstäben derjenigen nicht gerecht wird, die absolute theoretische und methodologische Konsistenz und Strenge verlangen. Aber der von Carstensen und seinen Mitarbeitern gewählte pragmatische Ansatz hat Abschluß und Veröffentlichung des Wörterbuchs innerhalb einer (verhältnismäßig) kurzen Zeit erlaubt. Wo lexikologische Lösungen fehlen, bietet Carstensen Auswege des praktischen Lexikographen. Hierfür ein Beispiel: Seit vielen Jahren ist die Terminologie des Lehnvorgangs in der Debatte, ohne daß eine konsistente und allgemein anerkannte Terminologie gefunden werden konnte. Im *Anglizismen-Wörterbuch* haut Carstensen den gordischen Knoten durch, indem er auf eine Lehnwortterminologie völlig verzichtet. Der Entlehnungsweg der Lemmata wird lediglich als »aus engl. x«, »nach engl. x« oder »zu engl. x« beschrieben, je nachdem, ob der Anglizismus aus dem Englischen entlehnt worden bzw. ob er nach englischem Vorbild entstanden ist oder aber, ob er in einem lockeren Verhältnis zum Englischen steht (wie dt. *Deo* zu engl. *deodorant*). Es sei hier vermerkt, daß das *Anglizismen-Wörterbuch* einen erfreulich hohen Anteil von Fällen des »inneren Lehnguts« aufführt, die oft übersehen worden sind, weil sie als Übersetzungen und dgl. in heimisches Sprachmaterial gekleidet sind.

Diese Notlösung beeinträchtigt die Benutzerfreundlichkeit des *Anglizismen-Wörterbuchs* nicht. Carstensen stellt sich den potentiellen Benutzer als jemanden vor, »der primär wissen möchte, was der nachgeschlagene Anglizismus bedeutet, wie er verwendet und wie er ausgesprochen wird« (Bd I, S. 92). In der Tat hat er mit diesem Wörterbuch dem Benutzer ein ansehnliches, informatives und praktisches Nach-

schlagewerk in die Hände gelegt. Es wäre durchaus wünschenswert, wenn diese schöne Sammlung in zukünftigen Auflagen durch Hinzufügung der älteren, vor 1945 entlehnten Anglizismen ergänzt werden könnte, um zu einer vollständigen Sammlung zu gelangen. Noch wichtiger erscheint uns, daß auch der Strom neuer Anglizismen erfaßt wird, um in neuen Auflagen eingearbeitet zu werden. Findet sich jemand, der Broder Carstensen's Lebenswerk fortführt?

Anthony W. Stanforth, Edinburgh

## Neue Bücher

Christen, Barbara: Die Rolle der rechten Hirnhälfte im Verständnis von Phraseolexemen mit und ohne Kontext. Bern u.a.: Lang, 1995. - 236 S.; 68,- DM - ISBN 3-906755-51-7 (Zürcher germanistische Studien; 45)

Cresswell, M.J.: Semantic indexicality. Dordrecht usw.: Kluwer, 1996. - IX, 215 S.; hfl. 140,- ISBN 0-7923-3914-2 (Studies in linguistics and philosophy; 60)

Discourse and meaning: Papers in honor of Eva Hajicova. Amsterdam usw. Benjamins, 1996. - XIV, 430 S.; hfl. 180,- ISBN 90-272-2146-4 (Eur.) - ISBN 1-55619-499-4 (US)

Hadomi, Leah: Dramatic metaphors of fascism and antifascism. Tübingen: Niemeyer, 1996. - VI, 145 S.; 78,- DM - ISBN 3-484-65112-1 (Conditio Judaica; 12)

Das Lernerwörterbuch Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion. Hrsg. von Irmhild Barz und Marianne Schröder. Heidelberg: Winter, 1996. - VIII, 266 S.; 78,- DM - ISBN 3-8253-0363-2

Runggaldier, Edmund: Was sind Handlungen? Eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Naturalismus. Stuttgart usw.: Kohlhammer, 1996. - 212 S.; 49,80 DM - ISBN 3-17-014013-2 (Münchener philosophische Studien: Neue Folge; 12)

Schiffmann, Harold F.: Linguistic culture and language policy. London usw.: Routledge, 1996. - XII, 351 S.; L 60,- ISBN 0-415-12875-7 (hbk)

Schüttpeitz, Erhard: Figuren der Rede: Zur Theorie der rhetorischen Figur. Berlin: Schmidt, 1996. - 533 S.; 168,- DM - ISBN 3-503-03720-9 (Philologische Studien und Quellen; 136)

Toman-Banke, Monika: Die Wahlslogans der Bundestagswahlen 1949 - 1994. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 1996. - 417 S.; 88,- DM - ISBN 3-8244-4189-6

Wehner, Christa: Überzeugungsstrategien in der Werbung: Eine Längsschnittanalyse von Zeitschriftenanzeigen des 20. Jahrhunderts. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996. - 208 S.; 39,- DM - ISBN 3-531-12809-4 (Studien zur Kommunikationswissenschaft; 14)

# Deutsch-französische Verständigung

## Ein Übersetzungswerkzeug für das 21. Jahrhundert

von Wolfgang Teubert

Europa rückt zusammen. Mehr und mehr Menschen stehen privat und beruflich, mündlich wie schriftlich im Kontakt mit Menschen, die eine andere Sprache sprechen. Für eine kleine polyglotte Elite war das immer schon Alltag. Wer mehrsprachig aufwächst, ist im Vorteil, ebenso die, die eine natürliche Begabung für Fremdsprachen mitbringen. Meinesgleichen dagegen flößt Multilingualität erst einmal Angst ein. Spricht mich jemand in einer der vielen kleinen und auch großen europäischen Sprachen an, die mir fast alle ziemlich fremd geblieben sind, gerate ich oft in eine Panik, die schon das Erkennen abblockt, bevor es erst um das Verstehen geht. So traurig es ist, die Mehrzahl der Europäer sind weithin einsprachig geblieben, mit mehr oder weniger oberflächlichen Grundkenntnissen in einer oder selten zwei Fremdsprachen. Viele verzichten deshalb auf die Freiheit, unorganisiert ins Ausland zu fahren oder in ausländischen Sendern (oder heute im Internet) Wissenwertes zu erfahren, was der einheimische Medienmarkt vorenthält.

Erst seit dem 18. und 19. Jahrhundert halten wir Einsprachigkeit für das Normale. Damals wurden die Landessprachen als Amtssprachen durch radikale Vereinheitlichung aus den Mundarten geschaffen und die zuvor machtvollen und eine großflächige Verständigung behindernden Dialekte als Folklore gebändigt. Nichtseßhaftes Volk, Söldnerhaufen, Händler, Handwerker, Menschen auf der Flucht durchzogen die Länder und waren allgegenwärtig. Sie sprachen fremde Sprachen und unverständliche Dialekte. Die Menschen waren damals darauf eingestellt. Heute gilt: Je größer das Land, aus dem einer kommt, desto geringer seine Fremdsprachenkenntnisse. Wir halten es für die Normalität, daß jeder, mit dem wir privat oder beruflich zu tun haben, unsere Sprache spricht. Wohin wir schauen - überall spricht man deutsch in diesem großen Land. Angehörigen kleinerer Nationen scheint indessen das Fremdsprachenlernen leichter zu fallen, wie auch den Mitgliedern der unzähligen sprachlichen Minderheiten in Europa. In Luxemburg spricht jeder, so hat es wenigstens auf den ersten Blick den Anschein, ohne Mühe vier Sprachen, zählt man das Letzeburgische mit. Die Wirklichkeit ist nicht ganz so rosig. Es handelt sich eher um unterschiedliche Lebensbereiche. Französisch ist die Sprache der urbanen Gesellschaft, Letzeburgisch spricht man in Familie und der heimatischen Gemeinschaft, die Zeitung liest man auf Deutsch, und Englisch spricht man mit den Fremden. Die Sprachen beherrscht man, wie man sie eben braucht - wer mehr will, muß sich das erhebliche Anstrengungen kosten lassen.

Für die Mehrheit der Fälle jedoch gilt, daß sich die Grenzen der Sprachbeherrschung nur mit besonderen Hilfsmitteln überwinden lassen. Notwendigkeit und Übung sind zwar erfolgreiche Lehrmeister. Man kann dies bei den Beamten der EG-Kommission beobachten, die in kurzer Frist lernen, den auftretenden Grunderfordernissen in der jeweils benötigten Sprache gerecht zu werden. Den professionellen Umgang mit multilingualen Situationen kann man lernen. Doch stößt die Sprachfertigkeit, die man dabei erwirbt, immer wieder an ihre Grenzen. Die Technik der Bewältigung multilingualer Anforderungen ist auf Werkzeuge angewiesen, auf Wörterbücher und auf Übersetzungsdienste. Alle wichtigen Verlautbarungen und vor allem die regulativen Texte der Europäischen Kommission sind durch professionelle Übersetzer in die Amts-

sprachen der Union übertragen worden - ein zwar aufwendiges, aber durch nichts zu ersetzendes Verfahren. Doch handelt es sich da nur um einen Bruchteil der gewaltigen Textproduktion europäischer Organisationen und Behörden. Übersetzungsdienste verursachen immense Kosten; deshalb reicht ihre Kapazität bei weitem nicht aus, auch die Myriaden von Gebrauchstexten in jeder ihrer zahllosen Bearbeitungsstufen zu betreuen. Enorme Verzögerungen wären sonst an der Tagesordnung. Sie stünden in eklatantem Widerspruch zu dem Zeitdruck, unter dem die Texte, die ja meist mehrere Autoren unterschiedlicher Muttersprache haben, kompiliert werden müssen. In den allermeisten Fällen gibt es für die Referenten deshalb keine Alternative dazu, selber den Text in einer Fremdsprache, meist Englisch oder Französisch, zu schreiben. Das Wörterbuch ist immer noch, wie gesagt, ihr wichtigstes Hilfsmittel.

### Werkzeuge für die multilinguale Textproduktion

Doch haben wir schon in der Schule gelernt, zweisprachigen Wörterbüchern zu mißtrauen. Das ist so nicht berechtigt. Unsere größeren Wörterbücher reichen meist schon aus, um aus der Fremd- in die Muttersprache zu übersetzen. Will man sie aber benutzen, um Texte in einer Sprache zu verfassen, die man hinreichend, aber nicht perfekt gelernt hat, stößt man stets an ihre Grenzen. Zum einen bieten sie Optionen an, zwischen denen man nicht begründet auswählen kann; andererseits lassen sie uns im Stich, wenn wir etwa die Entsprechungen für Präpositionen in den allgegenwärtigen deutschen Präpositionalattributen suchen. Gerade weil der Vielfalt deutscher Präpositionen im Französischen eigentlich nur *à* und *de* gegenüberstehen, ist der Übersetzer auf Hilfe angewiesen, eine Hilfe, die ihm jedoch das Wörterbuch (auch das einsprachige übrigens) oft verweigert. Dahinter steckt weder Absicht noch Unfähigkeit der Lexikographen, sondern vor allem schlichte Raumnot. Wollte man die jedem Substantiv spezifische Syntax der Attributbildung ebenso wie die spezifischen syntaktischen Eigenschaften anderer Wörter samt ihren Übersetzungsäquivalenzen auch nur einigermaßen umfassend verzeichnen, müßte unser Wörterbuch für den Allgemeinwortschatz von 20 000 bis 30 000 Wörtern einen Umfang von leicht 10 000 Seiten haben, wie wir aus neueren Untersuchungen recht genau wissen. Das wäre ein unhandliches, vielbändiges Monstrum, dessen Benutzung höchst zeitaufwendig wäre. Kaum einer hätte das Geld, es zu kaufen.

Aber das herkömmliche Wörterbuch ist nicht nur unvollständig, sondern auch unzuverlässig. Es beruht auf den Beobachtungen und Erkenntnissen der Lexikographen und ihres Hilfspersonals. Empirische Grundlage sind in erster Linie andere Wörterbücher, daneben dann die Zettelkästen, in denen alles, was den Mitarbeitern auffällig erschien, verzeichnet ist. So heißt es beispielsweise im Vorwort von Langenscheidts Taschenwörterbuch Englisch-Deutsch von 1929: »Die Grundlage der Neubearbeitung bildet das große *Oxford English Dictionary*, ergänzt durch das *Pocket Oxford Dictionary* und eine umfangreiche eigene Sammlung von Lesefrüchten des Verfassers«. Selbst in der so fortschrittlichen angel-

sächsischen Lexikographie hat sich daran nur wenig geändert. Auch heute noch lassen dort selbst renommierte Verlage pensionierte Lehrer Neologismen suchen. Mögen Wörterbücher also gern viel Auffälliges verzeichnen, der wirklichen Wortverwendung, wie wir sie in typischen Texten der Allgemeinsprache finden, schenken sie nicht genug Aufmerksamkeit. Der Benutzer ist unzufrieden. Von der neuen Linguistik hätte er sich nützlichere Werkzeuge versprochen. Wo bleibt der Einsatz moderner Technologien? Nun gibt es im Computerzeitalter Alternativen zum herkömmlichen Buch, und gerade auch Alternativen zum Wörterbuch, das in gedruckter Form durch die Linearität des Mediums (von Ausnahmen abgesehen) auf das Alphabet als Strukturprinzip angewiesen ist. Das Einzelwort ist die einzige Zugriffsmöglichkeit, obwohl doch jeder weiß, daß sich kein Text Wort für Wort übersetzen läßt. Der Computer läßt indes einen flexiblen, interaktiv gestaltbaren Zugriff auf das gespeicherte Wissen zu, und er stellt dieses Wissen auf Knopfdruck am Bildschirm bereit. Wer einmal mit dem Oxford English Dictionary oder mit dem Grand Larousse auf CD-Rom gearbeitet hat, ist an einer vielbändigen gedruckten Version kaum noch interessiert (von Stromausfall einmal abgesehen).

Neue Werkzeuge, die die Produktion von Texten in Fremdsprachen auch dem Menschen mit durchschnittlichen Sprachkenntnissen ermöglichen, sind heute nicht nur vorstellbar, sondern machbar. Sie werden nicht billig sein. Aber das Geld für sie ist besser angelegt als jede Mark für die automatische Übersetzung, die, wo immer es um Allgemeinsprache und nicht um hochgradig formalisierte und standardisierte Fachsprache geht, eine Utopie bleiben wird. Denn ebensowenig wie ein Mensch, ausgestattet mit allen sprachwissenschaftlichen Hilfsmitteln, Texte richtig übersetzen kann, die er nicht versteht, kann das ein Computerprogramm. Zum Verständnis gehört jedoch, sich den sprachlich vermittelten Inhalt anschaulich zu machen, eine kognitive Fähigkeit, die der Computer nicht einmal simulieren kann. Deshalb wird Übersetzen, von Routinejobs abgesehen, immer eine menschliche Tätigkeit bleiben. Und deshalb werden Werkzeuge, die das Übersetzen und das Schreiben in einer fremden Sprache leichter machen, dringend benötigt. Mögen auch literarische Übersetzungen stagnieren, so führt andererseits die Globalisierung des Medienmarktes hier zu einem exponentiellen Wachstum des Übersetzungsmarktes. Meldungen von Nachrichtenagenturen, Beiträge in Publikumszeitschriften, Sach- und Fachbücher, Seifenopern und Krimiserien, touristische Gebrauchsliteratur, Bedienungsanleitungen und Enzyklopen, alles wird umgehend übersetzt oder gleich in der Fremdsprache geschrieben.

Multilingualität, wie wir sie in Europa vorfinden, und wie wir sie uns als wertvolles Kulturgut auch bewahren sollten, braucht kein Fluch zu sein. Wir sollten sie als Herausforderung annehmen und die Hilfsmittel schaffen, mit denen sich multilinguale Situationen bewältigen lassen. Denn die technischen Voraussetzungen sind inzwischen geschaffen. Jetzt bedarf es der großen Anstrengung, den Schritt ins 21. Jahrhundert zu wagen.

## Warum Deutsch-Französisch, Französisch-Deutsch?

Unser neuartiges Übersetzungswerkzeug wird viele Millionen Mark kosten. Das ist weit mehr Geld, als Verlage für zweisprachige Wörterbücher normalerweise ausgeben. Andererseits ist es nur ein Bruchteil dessen, was die EG-Kommission und die Mitgliedstaaten in den achtziger Jahren in das völlig gescheiterte EUROTRA-Projekt mit dem Ziel einer automatischen Übersetzung investiert haben und was heute die Bundesregierung für das Großvorhaben VERBMobil mit dem noch ehrgeizigeren Ziel einer vollautomatischen Übersetzung gesprochener Sprache ausgibt.

Auf den ersten Blick drängt sich das Sprachenpaar Englisch-Deutsch für ein solches technisch innovatives Vorhaben auf. Ist

nicht Englisch die Weltsprache schlechthin, ist sie nicht längst zur lingua franca, zur Interlingua für die geworden, die sich nicht direkt mit dem Nachbarn sprachlich verständigen können? Muß nicht, wer international zur Kenntnis genommen werden möchte, sich ohnehin des Englischen bedienen? Können oder sollen wir nicht die direkte Verständigung mit unseren anderen europäischen Nachbarn der kleinen polyglotten Elite überlassen, in deren Händen es ja immer schon ruhte? Jedenfalls würde das teure Übersetzungswerkzeug für Deutsch und Englisch einen radikal größeren Markt finden als für Deutsch und Französisch. Warum dann nicht gleich Deutsch-Finnisch?

Die europäische Multilingualität als kulturellen Wert zu bewahren kann nicht bedeuten, daß wir künftig von jedem Bürger Europas erwarten, sich in allen Partnersprachen verständigen zu können. Das ist eine Utopie, und das kann nicht die Alternative zur völligen Unterwerfung unter eine einzige Weltsprache sein. Nun ist die Existenz von Weltsprachen nicht neu. Im Hellenismus gab es die Koine, im europäischen Mittelalter das Latein; seit der Aufklärung Französisch und Englisch. Das waren die Interlinguen in der kleinen eurozentrischen Welt damals, derer man sich bediente, wenn man nicht direkt miteinander ins Gespräch kommen konnte.

Aber neben diesen Weltsprachen gab es immer auch überregionale Verkehrssprachen. In Europa gehörten dazu, bei unterschiedlichen Voraussetzungen und zeitlich wie situativ manchen Einschränkungen unterliegend, Spanisch, Russisch, Italienisch und Deutsch. Heute müssen wir dazu allmählich auch Französisch rechnen, was die kontinentaleuropäischen Verhältnisse betrifft. Auch wenn Französisch weiterhin global gesehen Weltsprache bleiben wird, ist es in Europa nur eine unter mehreren überregionalen Verkehrssprachen, sicher in einer herausgehobenen Rolle. Diese Rolle verdankt sich seiner Funktion als klassische europäische Bildungssprache. Es soll hier nicht diskutiert werden, wie weit Spanisch in Europa noch als überregionale Verkehrssprache gelten kann. Italienisch gehört sicher noch dazu: Österreicher, vielleicht auch Bayern, Südslawen und wohl auch ein Teil der Griechen ziehen es dem Französischen vor. Ob das während des Sowjetimperiums so unbeliebt gewordene Russisch wieder einmal zur Verkehrssprache unter den slawischen Völkern wird, bleibt abzuwarten.

Überregionale Verkehrssprachen sind die Sprachen zahlenmäßig großer Länder; wer eine oder zwei überregionale Verkehrssprachen beherrscht, kann sich in einer statistisch sehr erheblichen Zahl bilateraler Kontakte direkt mit seinem fremdsprachigen Partner verständigen.

Ließe sich der Anspruch europäischer Vielsprachigkeit dadurch befördern, daß man den überregionalen Verkehrssprachen eine besondere Rolle zuweist? Würden damit nicht die Sprachen kleinerer Nationen in eine dritte Klasse herabgewürdigt? Letzteres ist vordergründig gewiß richtig. Aber es wäre unrealistisch zu erwarten, daß es jemals eine Massenbewegung von Deutschen, die Dänisch, oder von Italienern, die Slowenisch lernen, geben könnte. Slowenen gar, die Dänisch, und Dänen, die Litauisch lernen, gehören unbedingt zu einer kleinen polyglotten Elite; um ihren Bestand war und ist nicht zu fürchten. Worum es geht, ist eher die Bestärkung der Vorstellung, daß wir aus der kulturellen Vielfalt Europas nur Gewinn ziehen können, wenn wir die kulturellen Unterschiede möglichst direkt, ohne die Vermittlung über eine dritte Kultur oder eine dritte Sprache, wirken lassen. Was an einem italienischen Text so typisch italienisch ist, läßt sich eben nur in der direkten, bilateralen Verständigung gut nachvollziehen. Kulturelle Vielfalt bedeutet ein Angebot von Optionen, Dinge auch anders zu sehen und anders zu machen, als man das von zu Hause gewohnt ist; sie bietet den Ausweg aus der allgegenwärtigen Tendenz, die überkommene Organisation der Gesellschaft, das Bildungs-, Arbeits- und Sozialsystem einzubetonieren, ohne die geänderten Rahmenbedingungen zur Kenntnis zu nehmen. Kulturelle Vielfalt begünstigt Innovation, und ein fremdes Beispiel wird leichter zum Vorbild, wenn wir



direkt mit den Akteuren in ihrer oder unserer, nicht aber in einer dritten Sprache sprechen.

Die besondere gegenseitige Förderung überregionaler Verkehrssprachen hat deshalb nichts mit hegemonialem Denken zu tun. Sie ist vielmehr die Voraussetzung dafür, daß möglichst viele Verständigungsakte in Europa direkt, ohne Vermittlung einer dritten Sprache, stattfinden. Wer mit einem Europa, in dem es nur eine supranationale Amts- oder Arbeitssprache gibt, nämlich Englisch, nicht einverstanden ist, muß zunächst einmal den Gebrauch überregionaler Verkehrssprachen begünstigen.

Unter den Verkehrssprachen ist das Französische die Nachbarsprache des Deutschen. Wollen die Deutschen die Verständigung mit ihrem großen westlichen Nachbarn nicht nur den polyglotten Eliten überlassen und auch nicht Englisch als Interlingua akzeptieren, bleibt nur, die Bedingungen der deutsch-französischen sprachlichen Verständigung zu verbessern. Wenn die Deutschen die Franzosen und die Franzosen die Deutschen auf etwas aufmerksam machen wollen, sei es, um dem anderen etwas zu verkaufen, sei es, um ihm Ideen, Kunst, Ordnungen oder Anschauungen nahezubringen, müssen sie sie in ihrer Sprache ansprechen. Deshalb sollte das innovative Werkzeug, das das Übersetzen und Schreiben in fremden Sprachen erleichtern soll, nicht mit dem Sprachenpaar Deutsch und Englisch, sondern mit den vergleichbaren europäischen Verkehrssprachen Französisch und Deutsch beginnen. Bewährt es sich, steht es als Modell für beliebige weitere Sprachenpaare zur Verfügung. Daß genug Bedarf besteht, auch für die sogenannten kleineren Sprachen, läßt sich in letzter Zeit verstärkt registrieren.

## Das Prinzip des Übersetzungswerkzeugs

Wie sieht es nun aus, das geplante Hilfsmittel zum Übersetzen und Schreiben in fremden Sprachen? Drei Leistungen vor allem erwarten wir:

- Es soll Übersetzungsvorschläge nicht nur für das Einzelwort, sondern für ganze Phrasen (z.B.: *einer Verfügung Folge leisten*) und für Kollokationen (z.B.: *gerichtliche Verfügung, unbedingte Folge*) anbieten.
- Es soll, was den Allgemeinwortschatz von 20.000 bis 30.000 Wörtern angeht, das syntagmatische und paradigmatische Verhalten der lexikalischen Einheiten möglichst vollständig in Hinsicht auf die Benutzerbedürfnisse erschließen. (Für den weiteren Wortschatz ist diese Erschließung nicht erforderlich, denn diese selteneren Wörter sind meist semantisch eindeutig und haben eine regelmäßige Syntax.)
- Es soll das, was bereits übersetzt ist, abspeichern und wieder anbieten, wenn die Übersetzungseinheit in gleicher oder vergleichbarer Form wiederkehrt.

Beginnen wir mit der Vollständigkeit. Anders als für gedruckte Wörterbücher ist Vollständigkeit für das elektronische Wörterbuch weder ein (Speicher-)Platzproblem noch ein Problem für die Zugriffsgeschwindigkeit. Es ist lediglich noch eine Frage verfügbaren lexikalischen Wissens. Der Zwang zur Beschränkung hat Lexikographen bisher daran gehindert, das syntagmatische und paradigmatische, das syntaktische und semantische Verhalten der Wörter vollständig zu ermitteln und darzustellen. Wörterbuchverlage können es sich kaum leisten, empirische Untersuchungen großer Textmengen zu finanzieren. Um die Kosten im Griff zu halten, müssen sie sich vielfach auf vorhandene Wissensrepositorien verlassen, auf die Kompetenz der Lexikographen und bereits existierende Wörterbücher also.

Seit einigen Jahrzehnten ist an die Stelle der lexikographischen Zettelkästen von sprachlichen Auffälligkeiten das Korpus, d.h. eine wie auch immer definierte elektronisch verfügbare Sammlung von Texten getreten. Ist es einigermaßen ausgewogen zusammengestellt, so bilden diese Texte den Allgemeinwortschatz ab. Inzwi-

schen gibt es für das Französische und für das Englische, aber noch nicht für das Deutsche, Korpuswörterbücher. Sie beschreiben den Wortgebrauch auf der Grundlage aller Wortvorkommen im Korpus, also systematisch auf Vorkommenshäufigkeit (und nicht nach Auffälligkeit) gerichtet. Korpora müssen auch Grundlage für die zweisprachige Lexikographie sein. Nirgendwo sonst als im Korpus manifestiert sich das erforderliche lexikalische Wissen.

Aber wir benötigen mehr. Für jeden Wortgebrauch in der einen Sprache suchen wir das ideale Übersetzungsäquivalent in der anderen Sprache. Wo uns die vorhandenen Wörterbücher im Stich lassen, müssen wir uns wieder an das Korpus halten, genauer, an solche Korpora, die Originaltexte in einer und deren Übersetzung in der anderen Sprache enthalten. Man nennt sie parallele Korpora, und damit man mit ihnen arbeiten kann, müssen sie erst einmal parallelisiert, d.h. Satz für Satz aufeinander bezogen werden. Das ist keineswegs trivial; in der Übersetzung werden oft aus einem Satz mehrere, oder mehrere Sätze werden zu einem zusammengezogen. Doch gibt es inzwischen bewährte Verfahren zur automatischen Parallelisierung.

Unsere Erfahrungen lehren uns, daß wir, um den Wortschatz der Allgemeinsprache zu beschreiben, ein Korpus von 100 Millionen Wörtern benötigen. In dieser Größenordnung bewegt sich das Korpus des *Trésor de la langue française* in Nancy, der *Bank of English* in Birmingham und des gerade fertiggestellten regierungsfinanzierten *British National Corpus*. Solche Korpora sind teuer, vor allem in Hinblick auf die elektronische Speicherung, und zwar auch, wenn mit Lesemaschinen eingelesen oder wenn bereits vorhandene elektronische Datenträger, etwa Setzbänder, benutzt werden. Am teuersten ist es jedoch, Texte abzuschreiben.

Ein paralleles Korpus Deutsch-Französisch müßte einen Umfang von 400 Millionen Wörtern haben, wenn es so leistungsfähig sein soll wie ein einsprachiges Korpus von 100 Millionen Wörtern Länge. Denn es besteht aus deutschen Originaltexten mit französischen Übersetzungen und aus französischen Originaltexten mit deutschen Übersetzungen. Ein solches Korpus, das zudem noch ausgewogen wäre, ist vorerst wohl unbezahlbar. Realistischer wäre ein Parallelkorpus von insgesamt 100 Millionen Wörtern, also je 25 Millionen Wörter Original und Übersetzungen pro Sprache. Dieses könnte zur Kontrolle und Ergänzung mit einsprachigen Referenzkorpora (mit einheitlichem Aufbau, wie sie gerade im Rahmen einer EU-Initiative erstellt werden) zusammengestellt werden. Das wäre eine erträgliche Notlösung.

Ein solches Korpus enthält weit mehr als die Summe alles in Wörterbüchern verzeichneten lexikographischen Wissens. Denn es bildet das ab, was Übersetzer im Kopf haben. Zwar kommen Übersetzer ohne Wörterbücher nicht aus. Wichtiger aber ist für sie ihr in der Übersetzungsarbeit erworbener Erfahrungsschatz, implizites Wissen, das wie die Kunst des Treppensteigens sich eigentlich der Beschreibung entzieht. Das Übersetzungswissen, das unser geplantes Werkzeug dem Benutzer anbieten soll, manifestiert sich explizit in diesen Übersetzungen. Fast alles, was es zu übersetzen gilt, wurde so oder ähnlich schon einmal übersetzt. Darunter sind gute und schlechte Übersetzungen, sogar falsche. Durch Gegenproben ist es möglich, automatisch die Spreu vom Weizen zu trennen. Inzwischen sind Verfahren in der Entwicklung, die automatisch die passenden Übersetzungsäquivalente in den Korpora auffindig machen können: manchmal Einzelwörter, oft Kollokationen und ganze Phrasen.

In diesem aufzubauenden Parallelkorpus Französisch-Deutsch findet sich ein Schatz von Übersetzungsäquivalenten, mit dem kein traditionelles Wörterbuch mithalten kann. Im Prinzip wird man darin für 95% bis 98% aller Fälle entweder die fertige Phrase oder ein geeignetes Strukturmuster finden, das man im Analogieschluß verwenden kann. Aber wir erwarten mehr von unserem Hilfsmittel. Der Benutzer soll nicht gezwungen sein, fünfzig oder hundert oder gar fünfhundert Belege am Bildschirm auf ihre Eignung zu über-

prüfen. Wir erwarten, daß unser Werkzeug selbst die eine Lösung (oder verschiedene alternative Lösungen) anbietet, die als Übersetzungsäquivalent konkret in Frage kommt. Für einen Satz, der aus dem Deutschen ins Französische zu übersetzen wäre, muß, bezogen auf ein Wort dieses Satzes, der Beleg im Parallelkorpus ermittelt werden, der dem Satz möglichst weitgehend entspricht, der in Hinblick auf die lexikalische Füllung der Satzglieder möglichst weitgehend übereinstimmt.

Ein Beispiel wäre der zu übersetzende Satz mit dem Wort *Bericht* als primärem Suchbegriff: *Die Agentin erstattete dem Oberst Bericht von ihrer Begegnung mit dem Anführer*. Der Korpusbeleg, der am nächsten kommt, sei: *Er erstattet dem Präsidenten Bericht von den Verhandlungen mit der Gewerkschaft*. Er ist übersetzt als: *Il rend compte au Président des pourparlers avec le syndicat*. Wird er durch *die Agentin, von den Verhandlungen mit der Gewerkschaft* durch *von ihrer Begegnung mit dem Anführer, dem Präsidenten* durch *dem Oberst* ersetzt und das Prädikat ins Präteritum gesetzt, erhält der Benutzer für den ganzen Satz komplett das Übersetzungsäquivalent: *l'agent a rendu compte au colonel de son rendez-vous avec le chef*. Alternativ könnte zu *rendez-vous* auch *rencontre* angeboten werden. Davon später. Der Benutzer vermeidet so das hier unidiomatische *a fait son rapport* für *erstattete Bericht* und braucht sich keine Gedanken über die zu verwendenden Präpositionen zu machen.

Wie funktioniert das? Ein Programm analysiert die zu übersetzenden Sätze und die Korpusbelege, indem jedem Wort Wortart und die morphologischen Funktionen wie Kasus, Genus, Numerus, Tempus zugeordnet werden. Ein weiteres benutzt diese Daten, um Satzglieder, Objekte, Angaben und das Prädikat zu identifizieren. Wie eine Abfrage im gespeicherten Hintergrundlexikon ergibt, hat *Bericht* *erstatten* drei Ergänzungen: das Subjekt (im Nominativ), ein Dativobjekt und ein mit *von* oder *über* eingeleitetes Präpositionalobjekt. Ein solcher Satz soll übersetzt werden, und ein solcher Satz wird im Korpus mit Übersetzungsäquivalent gefunden. Auf ähnliche Weise werden auch die Äquivalente für *Agentin*, *Oberst* und *Anführer* gefunden. Das hier kurz angedeutete Verfahren beruht auf der Anwendung linguistischen Wissens.

Aber bei vielen Problemen fehlt uns das linguistische Wissen, das erforderlich wäre, um das passende Übersetzungsäquivalent auszuwählen. Das zeigt uns ein Blick in *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch-Französisch* bzw. *Französisch-Deutsch* (Sachs-Villatte, 1979), wenn wir etwa die Übersetzungen für *Kummer* und *Gram* suchen. Für *Kummer* finden wir (ohne weitere Erläuterungen): *chagrin; souci(s); plusfort. peine; affliction*. Für *Gram* finden wir: *chagrin; peine; affliction*. In umgekehrter Richtung finden wir für *chagrin*: *Kummer, Gram, Betrübniß, Leid*; für *souci*: *Sorge, Besorgnis, Kummer*; für *peine*: *Kummer, Schmerz, Leid, Sorgen*; schließlich für *affliction*: *Kummer, Leid, Betrübniß, Bekümmernis, Trübsal, Gram*. An den fehlenden semantischen Erläuterungen zeigt sich (neben der Raumnot) die Hilflosigkeit der Lexikographen. Die gegebenen Informationen reichen zwar aus, um aus der Fremdsprache in die Muttersprache zu übersetzen, aber nicht in umgekehrter Richtung. Denn mögen die Wörter auch ähnlich in ihren Bedeutungen sein, es gibt kaum einen Kontext, in dem sie substituierbar sind. Es hängt ganz von der Situation ab, ob man das eine oder andere Wort gebraucht. Jede Sprache, jede Kultur benutzt ihre eigenen Parameter, um Bedeutungsfelder dieser Art zu differenzieren. Was *chagrin*, *peine* und *affliction* voneinander unterscheidet, hat wahrscheinlich nichts mit dem zu tun, was *Kummer* von *Gram* trennt.

Ein auf der Anwendung morphologischen und syntaktischen Wissens beruhendes Verfahren, wie wir es oben für *Bericht* *erstatten* vorgeführt haben, würde uns hier nicht weiterhelfen. In unserem Parallelkorpus finden wir sicher zahllose Belege für die genannten Wörter mit ihren Entsprechungen in der jeweils anderen Sprache. Wenn *chagrin* danach zu 70% mit *Kummer* und zu 30% mit *Gram* übersetzt wird, welche Alternative soll das elektronische Wörter-

buch dann anbieten? Eine Möglichkeit wäre der Zugriff auf vorhandene einsprachige Wörterbücher, die man elektronisch verfügbar machen und dem geplanten Werkzeug zuschalten könnte. Davon soll abgesehen werden, zum einen, weil solche semantischen Differenzierungen nirgends systematisch durchgeführt sind, zum anderen, weil man sich schlechterdings nicht auf sie verlassen kann. Denn die vorhandenen Wörterbücher sind nicht korpusbasiert.

Wir müssen also ein Verfahren entwickeln, das den Bedeutungsunterschied (oder sollte man besser sagen: Verwendungsunterschied) von *Kummer* und *Gram* im Korpus (diesmal im deutschen Korpus) ausfindig macht. Dieses Verfahren würde etwa untersuchen, wie sich in den Belegen die jeweiligen Kontexte (z.B. zehn Wörter links und rechts vom Suchwort) in statistischer Analyse unterscheiden. Gibt es bestimmte Wörter, die in signifikanter Häufigkeit im Kontext von *Gram* vorkommen? Bei *Kummer* werden wir vermutlich besonders häufig *jung, Mädchen, sie, ihr* usw., bei *Gram* eher *alt, Mann, er, sein* finden. Ein solches Verfahren läßt sich vollautomatisch durchführen. Mit diesem Befund ist nun der zu übersetzende französische Satz abzugleichen, beispielsweise: a) *Dans son chagrin la jeune fille se retirait de ses amies*. Die Entsprechungen von *elle* und *amies* sind *sie* und *Freundinnen*, letzterer ein Unterbegriff des Begriffs 'weibliche Person', der auch in *Mädchen* steckt. Angesichts des Fehlens gegenteiliger Evidenz kann unser elektronisches Wörterbuch beruhigt *Kummer* als Übersetzungsäquivalent von *chagrin* anbieten. Anders in dem Satz: b) *Dans son chagrin la jeune fille se retirait de son vieux père*. Hier gibt es im Rahmen des oben geschilderten Verfahrens ähnlich starke Indizien für beide Alternativen. Einerseits finden wir *sie, ihr*, aber andererseits finden wir auch *alt* und in *Vater* einen Unterbegriff zu 'männlicher Person'. Hier muß das System den Benutzer fragen, welche der beiden Verwendungsmuster (*jung/weiblich* bzw. *alt/männlich*) im Kontext von *chagrin* relevant gesetzt werden sollen.

Statistikbasierte Verfahren wie das hier vorgestellte gibt es bereits. Obwohl sie ohne linguistisches (syntaktisches oder semantisches) Wissen auskommen, haben sie eine erstaunlich hohe Trefferrate. Sie können weiter optimiert werden, wenn sie um eine syntaktische Komponente ergänzt werden. So ist es in den meisten Belegen das Subjekt im Nominativ, das *Kummer* *hat*, oder es *empfindet* *Gram*, und in den meisten anderen Belegen finden wir ein Possessivpronomen unmittelbar vor dem Suchwort oder ein Genitivattribut unmittelbar danach: *ihr Kummer* oder *der tiefe Gram des alten Vaters*; und statistisch relevant kommt es nur auf diese beiden Positionen Subjekt und Nominalattribut an.

Damit ist angedeutet, wie unser geplantes Übersetzungswerkzeug die ersten beiden der oben genannten Leistungen erbringt: einerseits Übersetzungsvorschläge für ganze Phrasen, nach Möglichkeit ganze Sätze, zum anderen die Erschließung von Bedeutungsunterschieden zwischen Übersetzungsalternativen. Zusätzlich verlangen wir von dem Werkzeug aber auch die Fähigkeit, sich an das, was bereits übersetzt (oder, falls direkt in der Fremdsprache geschrieben: vom System abgesehen) ist, zu erinnern. Diese Komponente nennen wir Übersetzungsgedächtnis, *translation memory* im Jargon der Experten. Eine ganze Reihe von Prototypen wurden bereits erfolgreich entwickelt. Translation memories reduzieren den Übersetzungsaufwand um bis zu 50% und sind damit anderen teilautomatischen Übersetzungsverfahren im Preis-Leistungs-Verhältnis konkurrenzlos überlegen. Sie beruhen auf dem simplen Gedanken, daß in einem Text von beispielsweise 500 Seiten Länge 90% aller Wörter und Phrasen auf den ersten 50 bis 100 Seiten vorkommen und danach nur in stets neuen Kombinationen und Varianten wiederholt werden. Mit diesem Werkzeug wird aber die Übersetzungsarbeit nicht nur schneller, sondern mit ihr kann man auch die Ambiguitäten und Vieldeutigkeiten des Originaltextes reduzieren. Wenn das oben beschriebene Statistikerverfahren bereits in fünf Fällen *chagrin* als *Kummer* wiedergegeben hat, ist diese Übersetzung aller Wahrscheinlichkeit nach auch im sechsten Fall richtig, wo der Kontext keine Festlegung zuläßt - es

sei denn, in der Folge finden sich Fälle, wo *chagrin* mit großer Sicherheit als *Gram* wiederzugeben wäre. Auch in der oben erörterten Übersetzung von *Bericht erstatten* hatten wir es mit einer Ambiguität zu tun: *Treffen* können zufällig oder verabredet sein, und dafür gibt es im Französischen zwei Wörter: *rencontre* bzw. *rendezvous*. Man darf erwarten, daß in einem längeren Text irgendwo (üblicherweise beim ersten Auftreten) der Kontext die Verwendung etwa durch die Kombination mit *verabreden* vereindeutigt worden ist. In Folgefällen, in denen der Kontext neutral ist, liegt es dann nahe, bei der zunächst gewählten Alternative zu bleiben.

Die Darstellung der Arbeitsweise der vielen Verfahren und Komponenten des geplanten Übersetzungswerkzeugs hat hoffentlich deutlich gemacht, daß dieses Hilfsmittel nicht einfach ein elektronisches Wörterbuch und überhaupt keine Auflistung vorgefertigter Lösungen, sondern im Gegenteil eine komplexe Konfiguration einer Anzahl von aufeinander bezogenen Prozeduren und Teilsystemen in Verbindung mit einem sehr großen Korpus ist. Es enthält keine fertigen, auf definierte lexikalische Einheiten bezogenen Übersetzungsregeln oder Wörterbucheinträge. Unsere Lexikographen schreiben kein Wörterbuch mehr. Sie entwickeln zusammen mit Informatikern und Statistikern automatisch ablaufende Verfahren und konfigurieren sie in einer Architektur so, daß dieses elektronische Werkzeug herkömmliche Wörterbücher nicht nur ersetzt, sondern bei weitem übertrifft. Der Benutzer aktiviert sein Werkzeug, das mit seiner Arbeit beginnt, sobald der erste zu übersetzende Satz eingegeben ist. Im Zusammenspiel von statistischen und linguistisch determinierten Verfahren macht es sich im Parallelkorpus auf die Suche nach einem Vergleichsfall und überträgt ihn auf die gestellte Aufgabe. Im Idealfall bietet es phrasen- oder satzweise fertige Übersetzungsäquivalente an. Sonst konfrontiert es den Benutzer mit Alternativen, unter denen er auswählt. Die angebotenen Lösungen beruhen auf der Analyse der Kontextdaten und sind damit jedem fertigen Wörterbuchwissen überlegen.

Voraussetzung ist eine Technik, die die Ergebnisse so schnell liefert, daß der Benutzer nicht ungeduldig wird. Prinzipiell gibt es da kein Problem. Zwar wäre ein normaler PC zu klein, nicht aber eine *work station*. Trotzdem ist es ein ehrgeiziges Vorhaben. Der Ersatz des traditionellen statischen Wörterbuchs mit verallgemeinerbaren Übersetzungsregeln durch ein dynamisches System, das fallspezifische Übersetzungshilfe leistet, bedeutet einen Paradigmenwechsel in der Übersetzungsarbeit. Die bi- und multilinguale Lexikographie des 21. Jahrhunderts hat ein neues Gesicht. Sie muß es haben, um den gewaltig gestiegenen Anforderungen gerecht zu werden.

Was wir hier vorgestellt haben, ist ein überaus ehrgeiziges Konzept. Die einzelnen Komponenten, aus denen sich unser Übersetzer-Werkzeug zusammensetzt - und es sind einige mehr, als wir hier beschrieben haben - liegen zwar alle vor, wenn auch teilweise noch im Experimentalstadium. Die Kunst liegt in der Gesamtarchitektur des Systems, in der optimalen Verzahnung der Prozesse, so daß die Ergebnisse dem Benutzer möglichst ohne Verzug dargeboten werden. Das ist im wesentlichen ein Informatikproblem. Dagegen ist die sich auf der Grundlage von automatischer Kontextanalyse selbst organisierende semantische Klassifikation von lexikalischen Einheiten, für die es in der Zielsprache zwei oder mehrere Übersetzungsäquivalente gibt, eine Herausforderung an die Linguistik. Gründliche Planung tut not. Vor einer Entscheidung müssen wir uns vergewissern, ob die Zeit schon reif ist für dieses elektronische Übersetzungshilfsmittel der Zukunft, oder ob man den heutigen Anforderungen ein letztes Mal mit einem nun zwar

korpus-basierten, sonst aber traditionellen zweisprachigen Wörterbuch in elektronischer Form entsprechen sollte.

## Zum Stand der Vorbereitungen

Daß das Institut für deutsche Sprache gerade jetzt konkrete Überlegungen zu oben anstehenden Aufgaben der deutsch-französischen Lexikographie anstellt, kommt nicht von ungefähr. Schon seit längerem hat es die Kontakte zum Partnerinstitut in Frankreich, dem *Institut National de la Langue Française* (INaLF, Paris und Nancy) intensiviert. Seit einigen Jahren gibt es bereits gemeinsame Vorhaben, die den Einsatz des Computers für die zweisprachige und multilinguale Lexikographie vorbereiten. Auch in der Neologieforschung ist es inzwischen mit dem am INaLF assoziierten *Laboratoire Linguistique Informatique* (Leitung: Gaston Gross) zu einer auf Dauer angelegten Zusammenarbeit gekommen.

In einem Gespräch im Frühjahr 1995 haben Gerhard Stickel, Direktor des IDS, und Bernard Quemada, Vize-Präsident des direkt dem Ministerpräsidenten unterstellten *Conseil de la langue française* und Nestor der französischen Computerlinguistik, sich über die Notwendigkeit eines neuen, korpus-basierten deutsch-französischen elektronischen Übersetzungswerkzeugs verständigt. Mit Robert Martin, dem Direktor des INaLF, wurde eine Zusammenarbeit zwischen beiden Instituten vereinbart.

Diese Initiative traf sich mit ähnlichen Plänen von Franz Josef Hausmann, Lexikographieexperte an der Universität Erlangen, und Jean-Marie Zemb, Germanist und Spezialist für deutsch-französischen Sprachvergleich am Collège de France in Paris, die diese Idee schon seit längerem verfolgen und für die Realisierung ein Zusammengehen von INaLF und IDS vorgeschlagen haben. Inzwischen fand, am 19. und 20. Juni 1995, ein Kolloquium am Collège de France statt, in dem führende Lexikographen, Computerlinguisten, Vertreter von Wörterbuchverlagen und Organisationen, die sich in der Förderung deutsch-französischer Zusammenarbeit engagieren, ihre Erwartungen an das dringlich geforderte neue Übersetzungswerkzeug konkretisiert haben und über Konzepte und Modell diskutierten.

Das geplante Vorhaben wird nicht billig sein. Erforderlich sind sicher 80 bis 100 Arbeitsjahre für Sprachwissenschaftler und Informatiker, dazu umfangreiche Mittel für Korpusaufbau und Programmierung, nach heutigen Kosten ca. 15 Millionen Mark. Ein Projekt dieser Größenordnung setzt die Bildung eines arbeitsfähigen Konsortiums von Forschungsinstituten, Softwareindustrie und Wörterbuchverlagen in beiden Ländern voraus. Als innovative Unternehmung im Bereich Sprachtechnologie leistet dieses Vorhaben einen Beitrag dazu, die französische und deutsche Sprachindustrie auf einem wichtigen Zukunftsmarkt konkurrenzfähig zu machen. Dies sollte den öffentlichen Händen beider Länder eine großzügige Förderung wert sein. Mit der gezielten Förderung von Französisch und Deutsch als zwei benachbarten überregionalen Verkehrssprachen trägt das Projekt zum Konzept eines Europas der kulturellen und sprachlichen Vielfalt bei.

Der Autor ist Leiter der Abteilung Sprachentwicklung in der Gegenwart am Institut für deutsche Sprache (Mannheim).

## Syntax

**Ein internationales  
Handbuch zeitgenössischer Forschung  
An International  
Handbook of Contemporary Research**

Zwei Halbbände

Herausgegeben von

Joachim Jacobs, Arnim von Stechow,  
Wolfgang Sternefeld, Theo Vennemann

### 2. Halbband:

XII, 611 Seiten. 1995.

Ganzleinen DM 498,-/öS 3.885,-/sFr 472,-  
ISBN 3-11-014263-5

(Handbücher zur Sprach- und  
Kommunikationswissenschaft, Band 9.2)

In insgesamt 87 Artikeln werden alle wesentlichen Aspekte der Syntax dargestellt: Es werden die verschiedenen Entwicklungsstränge der syntaktischen Theoriebildung von der Antike bis zur jüngsten Gegenwart dokumentiert, Materialien zur Ausprägung syntaktischer Phänomene in den Sprachen der Welt geboten sowie Tendenzen der sprachhistorischen Veränderung des Satzbaus untersucht. Bibliographien zu jedem Einzelartikel. Namen- und Sachregister im 2. Halbband.

## Schlichtung

### Band 1:

**Streit schlichten - Gesprächsanalytische  
Untersuchungen zu institutionellen  
Formen konsensueller Konfliktregelung**

Herausgegeben von Werner Nothdurft

VIII, 431 Seiten. Mit 4 Abbildungen und 4 Tabellen.  
1995. Ganzleinen DM 206/öS 1.607,-/sFr 197,-  
ISBN 3-11-013508-6

(Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Band 5.1)

Der Band enthält Ergebnisse aus einem mehrjährigen Forschungsprojekt, in dem zum ersten Mal im deutschen Sprachraum Schlichtungsgespräche aufgezeichnet und untersucht wurden.

Für wichtige Institutionen des Streit Schlichtens (Schiedsmann, Arbeitsgericht, Handwerkskammer, Gebrauchtwagen-Schlichtung) wird gezeigt, welche Schlichtungsmuster sich in ihnen herausbilden, welche Strategien die Beteiligten verfolgen und welche Kommunikationsprobleme bestehen.

Friedrich Kluge

## Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

23., erweiterte Auflage

Bearbeitet von Elmar Seebold

LXIV, 921 Seiten. 1995.

Gebunden DM 78,-/öS 609,-/sFr 77,-

ISBN 3-11-012922-1

Was hat das aus dem Italienischen entlehnte Wort *capriccio* (Laune, Einfall) mit dem Wort *Chef* zu tun? Woher kommen die Wörter *Gnadenstoß*, *Kadavergehorsam*, *Macho*, *Yuppie* und *okay*? Ist das Kondom wirklich nach einem englischen Arzt benannt, und warum hat das (Tele)Fax nichts mit den Faxen zu tun? - Der neue Kluge sagt es Ihnen.

Nach dem großen Erfolg der 22. Auflage legt Professor Elmar Seebold aus München jetzt einen um mehr als 1.000 Stichwörter und 100 Seiten erweiterten Kluge vor. Damit ist der Kluge das umfassendste etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache, das präzise Auskunft über Herkunft und Bedeutung von rund 13.000 Wörtern gibt. Die Sprache ist ständig im Wandel - der Kluge reagiert darauf:

Neben dem deutschen Standardwortschatz werden zahlreiche Ausdrücke aus Fachsprachen und regionalen Wortschätzen erklärt; vor allem aber haben zahlreiche neue Entlehnungen Eingang in das Wörterbuch gefunden.

Der Aufbau der Artikel ist noch übersichtlicher geworden: Auf einen Blick erkennt man, seit wann das betreffende Wort in Gebrauch ist. Jedes selbständige Wort ist in einem eigenen Artikel erfaßt und dadurch rasch zu finden. Klar strukturierte Verweise führen zu verwandten Wörtern, und wer es ganz genau wissen und weiterlesen will, findet am Ende der Wörterbuchartikel Literaturhinweise.

Preisänderungen vorbehalten

**Walter de Gruyter & Co. • Berlin • New York**

Genthiner Straße 13 • D-10785 Berlin

Tel: (030) 2 60 05-0 • Fax: (030) 2 60 05-2 22

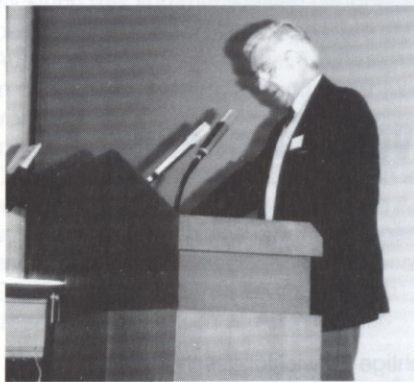
# Varietäten des Deutschen - Regional- und Umgangssprachen

## Bericht von der 32. Jahrestagung des IDS

von Michael Werner

Kleinräumige dialektale Strukturen, sogenannte »Orts-« oder »Basisdialekte«, weichen zunehmend großräumigeren Nonstandardvarietäten, für die Termini wie »Regiolekte« oder »dialektal gefärbte Umgangssprache« vorgeschlagen werden.

Beim »Verschwinden« dieser kleinräumigen Dialekte sind zwei linguistische Phänomene zu unterscheiden: »Dialektabbau« (= Abbau der sprachlichen Differenzen zur Standardsprache) und »Dialektaufgabe« (= Aufgabe der Anwendung im Gespräch).



Eröffnung der Jahrestagung durch Prof. Dr. Friedhelm Debus, Präsident des Kuratoriums des IDS

Wollte man die Ergebnisse der 32. IDS-Jahrestagung, die vom 12. bis 14. März 1996 im Mannheimer Stadthaus stattfand und sich dem Thema »Varietäten des Deutschen« widmete, in wenigen Worten zusammenfassen, so würde sich die Quintessenz aus 16 Vorträgen und einer Podiumsdiskussion in etwa lesen wie oben dargestellt. Gewonnen ist mit einer derart drastischen Vereinfachung linguistischer Prozesse freilich nicht viel. Thematisch zu verschieden waren die Vorträge und Diskussionsbeiträge, als daß man sie guten Gewissens über einen Kamm scheren könnte.

In seinem Eröffnungsvortrag vor 500 Tagungsteilnehmern aus 26 Ländern beschäftigte sich Peter Wiesinger (Wien) mit dem Thema »Sprachliche Varietäten - gestern und heute«. Er verwies darauf, daß sich im schnellebigen 20. Jahrhundert auch die Geschwindigkeit des Sprachwandels erhöht habe. Die Flüchtlingsströme nach

1945, die Einwanderung von Spätaussiedlern und Ausländern seit den 50er Jahren und die hohe Freizeitmobilität hätten dazu beigetragen, daß sich die regionalen Sprachgemeinschaften binnen kurzer Zeit völlig anders zusammensetzten.

Höherer Bildungsstand, Urbanisierung, sozialer Aufstieg sowie der Einfluß der Medien seien ebenfalls für den Abbau der alten Ortsdialekte verantwortlich. Zahlreiche Referenten widmeten sich in ihren Vorträgen dem Phänomen der Dialektveränderung in einzelnen deutschsprachigen Regionen.

Über Sprachsituation und Sprachvarietäten in Norddeutschland informierte Dieter Stellmacher (Göttingen), über Mitteldeutschland Heinrich Dingeldein (Marburg) und über Süddeutschland Arno Ruoff (Tübingen). Österreichischen Varietäten widmete sich Hermann Scheuringer (Wien). Über sprachliche Tendenzen in der deutschsprachigen Schweiz referierte Helen Christen (Luzern), und Franz Lanthaler (Meran) sprach über deutsche Varietäten in Südtirol. Mit Varietäten des Deutschen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets beschäftigte sich Ludwig Eichinger (Passau), wobei die Definition des Begriffs »Sprachinsel« im Zentrum seiner Betrachtungen stand.

Einblicke in die Wörterbucharbeit des Deutschen gewährte Matthias Wermke (Mannheim). Er stellte die Problematik der Kategorisierung »umgangssprachlich« gebrauchter Lexeme dar, wobei er »Mündlichkeit« sowie »regionale«, »stilistische« und »situative Gebundenheit« sprachlicher Formen als wichtige Aspekte der Umgangssprachen herausstellte. Ebenfalls mit den Umgangssprachen, also jenen zwischen Standard und Dialekten liegenden sprachlichen Varietäten, beschäftigte sich Jürgen Eichhoff (Pennsylvania State University, USA) in seinem Vortrag »Umgangssprachen im Lichte der Wortgeographie«. Den Einfluß der Umgangssprachen auf die Standardsprache beschrieb Werner König (Augsburg). Er kam zu dem Ergebnis, daß in den letzten Jahren eine Aufwertung der im Süden Deutschlands üblichen Aussprache des Standards stattgefunden habe.

Weitere Vorträge galten den Themen »Areale Phonologie und phonologische Theorie« (Peter Auer, Hamburg), »Technik und Aussagefähigkeit zweidimensionaler Dialekterhebung und Dialektkartographie am Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlases« (Günter Bellmann, Mainz) und Sprachwandelprozessen in der »Berliner Stadtsprache« (Helmut Schönfeld, Berlin). Während fast alle Referenten Ergebnisse abgeschlossener oder zumindest weit fortgeschrittener Forschungsprojekte präsentierten, gab Peter Wagerer vom »Deutschen Spracharchiv« im IDS mit seiner Projektskizze »Nach 40 Jahren - Zu individuellen Veränderungen gesprochener Sprache« Einblicke in die »Linguistenwerkstatt«. Wagerer referierte über die Ergebnisse einer Pilotstudie, in deren Rahmen nach 40 Jahren dieselben Informanten, von denen bereits Tonbandaufnahmen im Archiv vorliegen, erneut aufgesucht und aufgenommen wurden.

Vor allem in den Bereichen Phonetik/Phonologie und Morphologie ließen sich sprachliche Veränderungsprozesse, die sich während der letzten vier Jahrzehnte vollzogen haben, dokumentieren.



Digitalisierung und Datenbankrecherche im Deutschen Spracharchiv

Das Deutsche Spracharchiv hofft, mit einer »Sprecherdialektologie«, die Sprachbiographie, Sprachverwendung, Spracheinstellung und Sprachsubstanz einzelner Informanten untersucht, am Ende der Forschungsarbeit eine »Topographie des sprachlichen Wandels« zu gewinnen. Diese soll die dialektalen Kerngebiete des deutschen Sprachraums umfassen. Den Ab-

schluß der Jahrestagung bildete eine Podiumsdiskussion zur Frage »Dialektverfall oder Mundartrenaissance?«. Hermann Bausinger (Tübingen), Jan Goossens (Münster/Löwen), Renate Herrmann-Winter (Greifswald), Klaus Mattheier (Heidelberg), Ingo Reiffenstein (Salzburg) und Heinrich Löffler (Basel) informierten über Bemühungen der Mundartpflege in verschiedenen deutschsprachigen Regionen. Kontroverse Ansichten waren bei dieser Diskussion jedoch selten. Mattheier stellte eine »dialektale Kulturszene« mit Dialekttheater, Dialektliteratur und journalistischen Dialekttexten vor allem in Regionen fest, in denen die Mundart in ihrer sprachlichen Substanz und ihrem Gebrauch her bedroht sei.

Den Begriff »Dialektrenaissance« lehnte Heinrich Löffler ab. Er sah nur eine »vermehrte Wahrnehmbarkeit der Dialekte durch die Sendungen lokaler Fernseh- und

Rundfunkstationen«. Herrmann-Winter hingegen will schon eine »Zunahme der Domänenanzahl für den Dialektgebrauch« erkannt haben, was für eine Renaissance sprechen würde. Daß keine noch so engagierte Wiederentdeckung und Förderung der Dialekte ihren Abbau verhindern könnten, erklärten die übrigen Diskussionsteilnehmer. Goossens sprach in diesem Zusammenhang von einer »Regiolektisierung der Dialekte«. Reiffenstein betonte, daß auch die sich aus den alten Ortsdialekten entwickelnden, neu entstehenden Varietäten als »dialektale Sprachformen« anzusehen seien. Und Bausinger schließlich stellte klar, »daß die Möglichkeit, über Sprache Identität zu stiften, auch bei den großräumigeren dialektalen Varietäten« gegeben sei.

Zusammenfassend kann man festhalten, daß sich die areale Perspektive der Sprach-

wissenschaft nach 1989 grundlegend geändert hat: von einem Gegensatz »West/Ost« zu einem Gegensatz »Nord/Süd«. Den Dialekten und regionalen Umgangssprachen als »Mittel der Solidarisierung nach innen und der Abgrenzung nach außen« (Gerhard Stickel, IDS) kommt bei der Erforschung dieses Spannungsfelds eine besondere Bedeutung zu. Im Rahmen der IDS-Jahrestagung wurde der »Konrad-Duden-Preis« der Stadt Mannheim für das Jahr 1995 dem Braunschweiger Sprachwissenschaftler Helmut Henne verliehen.

Der Autor ist wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für Allgemeine Linguistik der Universität Mannheim.

# Unser schbroch is a e schbroch

## Kommunikation in der Stadt - untersucht am Beispiel von Mannheim

von Werner Kallmeyer

Auch die Mannheimer haben zwei Herzen in ihrer Brust, wenn es um die Sprache, speziell ihre Sprache geht. Als ein älterer Bewohner aus einem Handwerker- und Arbeiterviertel gefragt wird, ob er sich vorstellen könnte, auch in dem auf der anderen Seite des Neckars liegenden »feinen« Viertel zu wohnen, antwortet er: *nä do möschd isch net hie, do würdde mir gar net hinpasse. - warum? - ach, mid unsere schbroch. nää.* Diese Aussage spiegelt die soziale Markierung von Dialekt als Sprache der »einfachen Leute«. Ihr entspricht die Vorstellung, daß die Standardsprache ein hohes und erstrebenswertes, aber für viele letztlich unerreichbares Gut ist. Standardsprecher werden hin und wieder bewundert für ihre »schöne Sprache«. Auf der anderen Seite ist die dialektale Sprachform die authentische eigene Sprache, und diese wird mit einem leicht defensiven Sprachstolz verteidigt: *unser schbroch is aa e schbroch.* Wer sich von der lokalen Welt und ihren Akteuren abheben will durch bemühtes oder sehr ausgeprägtes Standardsprechen, provoziert Spott und Distanzierung: *der sprücht doch so vornehm.*<sup>1</sup>

Die Spannung zwischen der Bewertung von Dialekt als sozial markierter, prestigearmer Sprache und als Identitätssprache ist kein spezielles Mannheimer Phänomen. Der Einsatz von Sprache als Mittel der sozialen bzw. kulturellen Differenzierung und Abgrenzung ist vermutlich ein universelles anthropologisches Motiv ebenso wie die sprachliche Angleichung zur Vereinfachung der Verständigung. Diese Grundtendenzen wirken sich jedoch unter den jeweiligen sozialen Bedingungen ganz unterschiedlich aus. Die Soziolinguistik hat hierzu vielfältige empirische Ergebnisse geliefert und dabei gezeigt, daß speziell die städtische Gesellschaft ein interessanter, aber auch sehr schwieriger Ort für die Beobachtung ist, wie und unter welchen Bedingungen sich unterschiedliche Modelle des Sprachverhaltens herausbilden und dabei Dialekt- und Standardformen gemischt, verknüpft und kontrastiert werden.

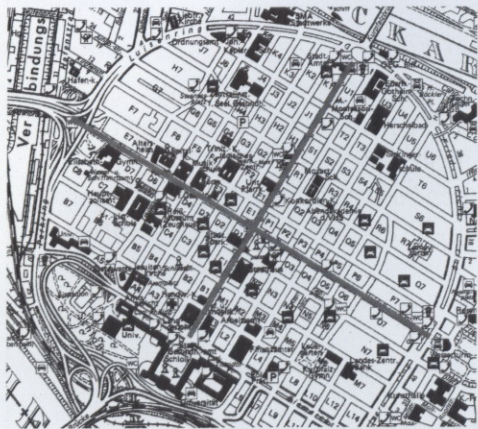
Die Untersuchung des Sprachverhaltens in der Stadt stellte die Soziolinguistik stets vor besondere Aufgaben, und die Behandlung dieses Problems galt immer wieder gleichsam als Meßlatte für den Leistungsstand der Disziplin und war Auslöser für

wichtige Entwicklungsschübe. So wird z.B. im allgemeinen der Beginn der modernen Soziolinguistik mit Labovs Untersuchungen zur »Inner City« von New York angesetzt. Dem Thema »Kommunikation in der Stadt« hat auch das IDS ein relativ langfristig angelegtes Forschungsprojekt gewidmet, dessen Ergebnisse jetzt erschienen sind.<sup>2</sup>

Eine Besonderheit der Mannheimer Untersuchung ist der ethnographische Zugang. Das Projekt hat international in der Anthropologie und Soziologie etablierte, aber in der deutschen Soziolinguistik kaum beachtete Ansätze der ethnographischen Erfassung von Ortsgemeinschaften und von unterschiedlichen sozialen Welten innerhalb größerer Gesellschaften aufgegriffen. Ethnographie diente der Untersuchung als ein Instrument der Erfassung von sozialen und kommunikativen Strukturen städtischen Lebens. Angesichts der unüberschaubaren Komplexität der Stadt hat das Projekt eine Strategie der schrittweisen Auswahl der Beobachtungsgegenstände verfolgt, von der Gesamtstadt zu einzelnen hinsichtlich ihrer sozialräumlichen und sozialstrukturellen Eigenschaften kontrastierenden Stadtvierteln und schließlich

lich zu einzelnen, an unterschiedlichen Stellen der sozialen Skala angesiedelten Gruppen in diesen Stadtvierteln, von den »einfachen« bis zu den »feinen Leuten«. Dokumente der Stadtethnographie sind die Darstellungen zur Westlichen Unterstadt als einem Viertel der historischen Kernstadt und Vogelstang als einem Neubauviertel an der Peripherie (im zweiten Band der Veröffentlichungen). Die Bände drei und vier enthalten die Ergebnisse der detaillierten Gruppenuntersuchungen in Form von soziolinguistischen Gruppenporträts, während Band 1 vorab den Ansatz für die Analyse des Sprachverhaltens darstellt.

Eine zweite Besonderheit der Mannheimer Untersuchung ist die Konzentration auf die konkrete alltägliche Kommunikationspraxis der Bewohner. Diese wurde anhand eines großen Korpus von Tonaufnahmen aus unterschiedlichen Situationen, wobei der Schwerpunkt auf Freizeitgesprächen lag, mit den Mitteln einer linguistischen Gesprächsanalyse untersucht. Die intensive Beobachtung der einzelnen Gruppen ergab teilweise ein Korpus von Gruppeninteraktionen über mehrere Jahre hinweg und gestattet so auch Einblicke in die Entwicklung des kommunikativen Gruppenrepertoires. Die Gespräche zeigen, wie die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen in der eigenen Lebenswelt und in der Konfrontation mit anderen städtischen Welten in den Gruppenprozeß einbezogen sind. Die »richtige« Art, über die Erfahrungen zu reden, zusammen mit konsensfähigen Anschauungen zu den wesentlichen Fragen, erweisen sich als ausschlaggebend für die Gruppenmitgliedschaft. Divergenzen in dieser Hinsicht führen zu Auseinander-



Die Innenstadt von Mannheim, unterteilt in Ober- und Unterstadt, Ost- und Westteil.  
»Kommunikation in der Stadt«, Bd. 4.2, S. 48.

setzungen über den angemessenen Stil, zu Ausgrenzungen und sozialer Trennung. Insofern kann die Gruppeninteraktion als eine mikrosoziale Form übergreifender kommunikativer sozialer Prozesse angesehen werden.

Die anhand des Aufnahmekorpus praktizierte Gesprächsanalyse ist einer rhetori-

schen Theorie von Sprachwandel und Sprachvariation verpflichtet, wie sie in den letzten zwei Jahrzehnten u.a. von John J. Gumperz entworfen worden ist. Die Kernidee ist dabei, daß die soziolinguistische Theoriebildung beim sprachlichen Handeln des Individuums in konkreten Situationen ansetzen und die Orientierung des sprachlichen Ausdrucksverhaltens als erfolgsorientierte Wahl in Abhängigkeit von den sozialen Kontextbedingungen erklären muß. Das Mannheimer Projekt hat diesen Ansatz weiterentwickelt, insbesondere durch die genaue Analyse der in die alltägliche Kommunikationspraxis inkorporierten sozialen Bewertung von sprachlichen Ausdrucksformen. Soziale Bedeutungen sind konsensabhängig und müssen ständig in der Kommunikation stabilisiert, bestätigt und weiter entwickelt werden.

Eine dritte Besonderheit des Mannheimer Projekts besteht im sozialstilistischen Ansatz. Unter dem Einfluß der Variationsanalysen von Labov ist in der Soziolinguistik vielfach phonologische Variation isoliert untersucht worden. Trotz des Aussagewertes von Beobachtungen dieser Art hat das reduktionistische Vorgehen einen hohen Preis, weil der natürliche Zusammenhang der sprachlichen Ausdrucksformen von vornherein ausgeblendet wird. Phonologische Variation ist eingebettet in die Variation des kommunikativen Handelns insgesamt. Dabei spielen Erscheinungen ganz unterschiedlicher Art eine Rolle, wie: pragmatische Regeln für die Wahl von Unterhaltungsthemen, Höflichkeit oder Konfliktbehandlung, die Verwendung von Ausdrucksweisen für die soziale Charakterisierung von sich und anderen, formelhaftes Sprechen und die phonologische Variation. Die Verknüpfung der Erscheinungen auf den unterschiedlichen sprachlichen Ebenen machen den kommunikativen sozialen Stil der Sprecher aus. Dieser Zusammenhang ist im Alltagswissen der Gesellschaftsmitglieder in Form von sprachlich-sozialen Stereotypen durchaus präsent: So wie zum Berlinerischen die »Berliner Schnauze« als Kommunikationsstil gehört, macht nicht der Dialekt allein den echten Mannheimer aus, sondern erst die »Mannemer Gosch«. Erst der Bezug auf die unterschiedlichen, miteinander konkurrierenden Gesamtvorstellungen kommunikativen Handelns verleiht einzelnen sprachlichen Variablen soziale Bedeutung. Es gibt Fälle, in denen sprachliche Merkmale isoliert als Signale geographischer und sozialer Herkunft genommen werden. Prototypisch ist hier das Schibboleth. Das sind aber in der Kommunikationspraxis einer komplexen, stark ausdifferenzierten Gemeinschaft nur Spezialfälle, auch wenn sie unter krisenhaften Bedingungen besonderes Gewicht erlangen. Wie die Gruppenuntersuchungen zeigen, stehen hinter den auf einzelnen sprachlichen Merkmalen konzentrierten Sprachstereotypen im Normalfall

Vorstellungen von kommunikativen Stilen, die insgesamt als Symbol von sozialer Identität fungieren. Die Entwicklungsdynamik der städtischen Kultur wird geformt durch die konkurrierende Ausprägung und Verbreitung von kommunikativen sozialen Stilen, mit denen sich die sozialen Gruppen selbst identifizieren, gegen andere abgrenzen und sich in das gesellschaftliche Gefüge einordnen.

Die Untersuchung liefert ein detailliertes Bild von Kommunikationsstrukturen und Sprachverwendung in Mannheim, wie es in dieser Dichte kaum für eine andere Stadt vorliegt. Die Beobachtungen am Beispiel Mannheims sollen zugleich exemplarisch allgemeine Prozesse einer sprachlich sozialen Entwicklung zeigen, die durch die Auseinandersetzung zwischen lokaler, traditionell kleinräumig orientierter Kultur und der überregionalen, nationalen und gegenwärtig immer stärker globalen Vernetzung geprägt ist. Wie die Tradition ethnographischer Forschung gezeigt hat, ist ein effektives Mittel für die Analyse allgemeiner Strukturen und Prozesse - paradoxerweise - gerade die intensive Erforschung der konkreten Besonderheiten.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Transliteration in den Zitaten gibt die geläufigen Verschiebungen zwischen Standard und Dialekt wieder. Auf eine Homogenisierung in Richtung auf den »reinen« Dialekt wird hier bewußt verzichtet.

<sup>2</sup> Die einzelnen Bände stellten wir bereits in Heft 1/96, Seite 19, vor.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994): Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin/ New York. 697 S. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4.1).

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1995): Kommunikation in der Stadt. Teil 2: Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. Berlin/New York. 525 S. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4.2).

Keim, Inken (1995): Kommunikation in der Stadt. Teil 3: Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt »kleiner Leute« in der Mannheimer Innenstadt. Mit zwei Beiträgen von Werner Kallmeyer. Berlin/New York. 536 S. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. 4.3).

Schwitala, Johannes (1995): Kommunikation in der Stadt. Teil 4. Kommunikative Stilistik zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang. Berlin/ New York. IX/558 S. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4.4).

Der Autor ist Leiter der Abteilung Verbale Interaktion am Institut für deutsche Sprache (Mannheim).

# Leibniz-Preisträger 1996

Der Hauptausschuß der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) hat die Wissenschaftler für den diesjährigen Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der DFG nominiert. Zwölf Preisträger erhalten diesen höchstdotierten deutschen Förderpreis. Die Mittel sind für Forschungsarbeiten vorgesehen und werden über einen Zeitraum von fünf Jahren zur Verfügung gestellt.

Mit Hilfe des Leibniz-Programms sollen Arbeitsbedingungen herausragender Wissenschaftler verbessert, deren Forschungsmöglichkeiten erweitert und von veraltungstechnischem Arbeitsaufwand entlastet werden. Ebenfalls soll die Beschäftigung besonders qualifizierter jüngerer Wissenschaftler erleichtert werden. Den Preisträgern wird in der Verwendung der Mittel größtmögliche Freiheit eingeräumt.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft wählte aus 150 Vorschlägen, die vor allem von wissenschaftlichen Hochschulen, von der Max-Planck-Gesellschaft und von bis-

herigen Preisträgern eingegangen waren, auch den stellvertretenden Präsidenten des Kuratoriums des Instituts für deutsche Sprache, Professor Dr. Wolfgang Klein, aus.

Wolfgang Klein, geb. 1946 in Spiesen (Saarland), studierte Germanistik, Romanistik und Philosophie in Saarbrücken und promovierte dort 1970 in Computerlinguistik. Nach seiner Habilitation 1972 an der



Universität Heidelberg über »Variation in der Sprache« war er zunächst wissenschaftlicher Rat und Professor in Heidelberg, übernahm 1976 einen Lehrstuhl am Germanistischen Seminar

der Universität Frankfurt/ Main und wurde 1977 Direktor des Max-Planck-Instituts für Psycholinguistik in Nijmegen. Seit 1981 ist er Honorarprofessor an der Universität

Frankfurt/ Main und seit 1984 bzw. 1987 an den Universitäten Heidelberg und Peking. Dem Kuratorium des IDS gehört er seit 1993 an.

Wolfgang Kleins Hauptarbeitsgebiete sind die Psycho-, Sozio- und Textlinguistik sowie Varietätengrammatik, linguistische Datenverarbeitung und Zweitspracherwerb in Deutsch, Englisch und Französisch. Mit seinen Beiträgen eröffnete Klein der Fachdiskussion jeweils theoretisch wie empirisch neue Perspektiven. Von besonderer Bedeutung sind Kleins Arbeiten zur Varietätengrammatik, in denen er ein flexibles, innovatives Verfahren zur Beschreibung sprachlicher Varietäten entwickelt. Klein publizierte außerdem zahlreiche Beiträge zu den Themengebieten Computer- und Soziolinguistik sowie Spracherwerb.

Franziska Decker, Mannheim



## SPRACH REPORT

2. Quartal  
2/96

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft \_\_\_/96. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: \_\_\_\_\_

Adresse: \_\_\_\_\_  
\_\_\_\_\_

Datum: \_\_\_\_\_ 1. Unterschrift \_\_\_\_\_

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: \_\_\_\_\_ 2. Unterschrift \_\_\_\_\_

An: Institut für deutsche Sprache, - Sprachreport -, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim